
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01668263 5

Erinnerungen

eines weimarischen Veteranen.

Erinnerungen

eines

weimarischen Veteranen

aus dem

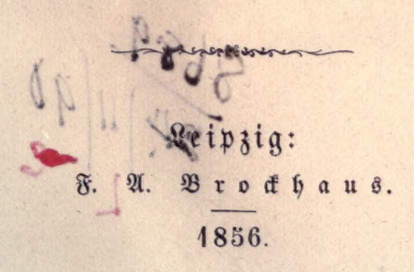
geselligen, literarischen und Theater=Leben.

Nebst Originalmittheilungen über

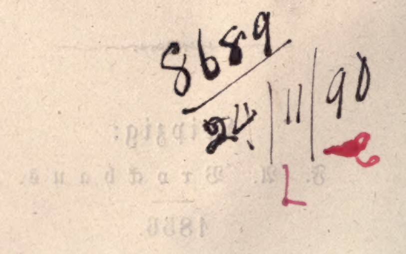
Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger,
Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano,
Zacharias Werner, Iffland, Haydn rc.

Von

Heinrich Schmidt.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.


8689
24/11/90

Erste Abtheilung.

Aus dem Leben.

Ich habe überhaupt eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und warm und erquickend, wie das Leben.

Wilhelm von Humboldt.

Einleitung.

Werd' ich nicht getragen,
Trag' auch ich nicht schwer.
Ohne Furcht und Zagen
Schreit' ich leicht einher!
Nicht von Sorg' umgeben,
Die den Reichen bleicht,
Leb' ich mir das Leben,
Athm' ich froh und leicht!
Hab' ich auch nur wenig,
Hab' ich's doch gerecht!
Glücklich, wenn kein König,
Bin ich auch kein Knecht!

Motto.

Böse Laune kürzte schon
Manchen Lebensfaden!
Doch kein Froher lachte noch
Je zu And'rer Schaden.
Darum schwingt mit heiterm Sinn
Hoch die Freudenschale,
Reicht sie uns der Zufall hin
Süß zum Lebensmahle!

Freude ist ein Schmetterling,
Der sich sonnt und wieget
Auf des Lebens Blütenflur;
Hascht ihn! Er entflieget!
Nützt, o nützt die schöne Zeit
Eurer kurzen Reise!
Wer sich seines Lebens freut,
Ist der wahre Weise.

Das sind die ersten Verslein, die ich noch auf dem Gymnasium fabricirte und die darum sich dem verehrten Leser gleich auf den ersten Seiten darbieten, damit sie ihm die Furcht verscheuchen, als habe er es bei der Lectüre des Folgenden mit einem alten Griesgram zu thun (wiewol mein siebenundsiebenzigjähriger Scheitel den schneeigen Winter nicht verleugnen kann). Denn sie sind, Gottlob, mein ganzes langes Leben über mein Motto geblieben, wobei ich mich wohl befand und Andere, so gut ich konnte, wohlbefinden machte. Mit Recht, da sie sich meiner Erinnerung so tief eingeprägt haben, erachte ich daher das Gedächtniß für die höchste Gabe des Menschen — denn sind wir nicht die Geschöpfe der Vergangenheit und also des Gedächtnisses? Die Erinnerung uns nehmen, heißt: uns nichts lassen als den gegenwärtigen dürftigen Augenblick! — Bleiben aber die Blumen der Jugend sogar bis ins kalte Greisenalter im Gedächtniß noch unver-

welkt und lebendig, so ist dies wol unverkennbar der Beweis, daß alle Empfindungen in dem kindlich empfänglichen Geiste am tiefsten Wurzel schlagen. Im spätern Alter schwächt sich die Wärme der Auffassung. Soll uns darum nun das Erinnern an Vergangenes, das Wiederheraufholen untergesunkener interessanter Zeiten und Ereignisse aus dem Meeresgrund der Vergessenheit nicht um so willkommener, nicht um so wünschens- und dankenswerther sein? — Und so beginne ich denn getrost!

Es war eine vielbewegte, reichhaltige, reizende Jugendzeit, die meinige damals in Weimar, meiner Vaterstadt — in den letzten achtziger und ersten neunziger Jahren des vergangenen Säculum, und wenn ich jetzt nach sechsundsiebenzig Jahren daran zurückdenke, tritt mir das damalige Leben in Weimar wie ein ins Licht hervorgehobenes merkwürdiges Traumgebilde entgegen; ja je weiter ich mich der Zeit nach davon entferne, um so anregender und anziehender erscheint es mir.

Die Stadt selbst — diese wenigen Häuser — nicht tausend beieinander — meist sehr unansehnlich — denn auch die Bauart der Wohnhäuser selbst ist dürftig und kleinlich; schwache Mauern, fast durchgängig nach alter Weise mit Gebälk durchzogen, fast überall

hölzerne Stiegen, selten Winterfenster, wiewol die Kälte im Winter groß ist; die Häuser bald groß, bald klein, willkürlich aneinander gereiht, daher auch die Gassen und Gäßchen wenig regelmäßig, meist eng und beengend; die öffentlichen Gebäude — etwa das neuerbaute Schloß, die Stadtkirche, das Rathhaus, das Theater ausgenommen — von geringer Bedeutung. Und doch ist's jetzt noch des Deutschen Ruhm, daß Weimar eine deutsche Stadt ist.

So groß ist das Verdienst, das sie sich in geistiger Beziehung erworben hat. Außer den herangediehenen Instituten für die Wissenschaften, der Pflege der edeln Künste und der über die Stadt reichlich ausgebreiteten Intelligenz, wann und wo finden sich solche Männer wieder zusammen, wie damals in Weimar! — Daher auch der zuweilen noch auftauchende Vorwurf, daß die Stadt jetzt nur noch von der Erinnerung an den alten Glanz zehre, ohne ihn nur zum Theil wieder erlangen zu können, ein ganz ungegründeter, ungerechter, ja lächerlicher ist; denn abgesehen davon, daß auch jetzt noch alles Mögliche — aber doch auch alles Mögliche — geschieht, ausgezeichnete Männer dahin zu ziehen, wo sind sie, wo leben sie jetzt, diese ausgezeichneten Männer, wie sie damals um die hochgebildete Herzogin Amalie versammelt

waren, in Erzeugung großer Meisterwerke miteinander wetteifernd.

Herder, der unsterbliche Herder, dieser geistreichste und originellste Schriftsteller der Deutschen, dessen Genius, ein Glück verkündendes Meteor, für die Ewigkeit sich aufschwang, um späte Enkel noch zu begeistern, und dessen zauberischen Rückblicken in die erhabenen, jetzt fabelähnlichen Epochen der griechischen Vorzeit, denen er sich so gern hingab, ich so oft mit trunkenem Ohr gelauscht habe, wenn er in der Mitte seiner Familie — sein ältester Sohn Gottfried hatte meine Schwester geheirathet — bei einem Spaziergang auf den Ettersberg oder bei einem heitern Mahle die sonst wohlverschlossene Brust öffnete und die kostbaren Schätze derselben ausströmen ließ.

Wieland, der große Lehrer des noch größern Schülers, Herzogs Karl August, der liebenswürdige Sänger der Grazien, um und unter dessen hohem Schreibsessel ich so oft in der Jugend, in Gesellschaft seiner zahlreichen Kinder, lärmend herum und von da wieder in den nahen Bibliotheksaal gesprungen bin, wenn er sich begeistert auf diesem Sessel in die Blütenträume der Romantik verlor und seinen „Oberon" dichtete. Der Spuk mußte groß und überlaut sein, wenn er einmal rufen sollte: „Kinder, seid doch ruhig!"

Der literarisch und musikalisch so thätige Bode, geschätzt durch seine Uebersetzungen von Yorik's „Empfindsamer Reise", „Tristram Shandy", „Leben des Dorfpredigers zu Wakefield" u. s. w., denen er das Verdienst wahrer Originalität zu geben und sie dadurch gleichsam zu nationalen Werken zu erheben wußte; die des classischen Alterthums kundigen Dichter von Knebel und von Einsiedel; der für alles Gute und Schöne so unverdrossen thätige Justus Bertuch, der erste Uebersetzer des „Don Quixote"; die hochgeschätzten und um Weimar hochverdienten Staatsmänner Geheimrath von Fritsch und von Voigt; der humorreiche und scharfsinnige Friedrich Schulz, Verfasser der „Leopoldine", des „Kleinen Moritz", des „Sonderlings" u. s. w.; der tiefen Blickes forschende Fernow *); der productive Liebling seiner Zeit, Kotzebue: — in so verschiedenem Grade merkwürdige Talente bewegten sich an dem kleinen Ort unter dem Schutze des Herzogs Karl August. Er, ein Fürst,

*) Dieser Kunstästhetiker und Bearbeiter italienischer Literatur hat sich den Vorgenannten allerdings erst später und nur kurze Zeit angereiht. Er kam 1802 nach Jena, 1804 als Bibliothekar der Herzogin Amalie nach Weimar, starb jedoch schon 1808. Auch Kotzebue's Rückkehr nach Weimar, welches er als Jüngling verlassen, fällt um dieselbe Zeit mit Fernow's Hinkunft.

höchster Herrschaft würdig, doch vom Zufall nur wenig begünstigt, der meist nur aus sich selbst, aus der Kraft eines edeln Willens und tiefen Gemüths jedes Herrliche in beschränktem Kreis leistete, aber diesen Kreis mit der Fülle menschlich schönsten Ruhms überstrahlte; ein Fürst, der die Würde des Menschen höher noch als die des Fürsten achtete, diese aber eben dadurch hob; dem zwar das Geschick versagte, über Millionen zu herrschen, der aber gleichwol die Segnungen seines Wirkens über Millionen ausbreitete; der vom kleinsten Punkt ausgehend, doch das Größte in sich tragend, Eine Richtung nur: dem menschlich Schönen und Guten nachzutrachten und es rings um sich her auf alle Weise zu fördern, sein ganzes Leben hindurch treu verfolgte; rastlos strebend, schaffend, bildend; mäßig und mild im Glücke, standhaft, unerschüttert im Unglücke, heiter und ruhig in jeglichem Wechsel; tapfer und groß im Felde; größer noch in den Künsten des Friedens; anspruchslos im Bewußtsein innerer Würde, in jeder Lebenslage durchaus derselbe; einfach und sich immer gleich unter mächtigen Kaisern und Königen, wie unter Gelehrten und Dichtern, schlichten Bürgern und Kriegern; ein Fürst, der im kleinen Vaterland sich eine Welt, die Welt sich zum Vaterland schuf, liebevoll den Seinen, geliebt vom

fremden Volke wie von dem seinen; ein Fürst endlich, der nicht durch Gold und Macht, sondern durch den Zauber seiner Persönlichkeit die edelsten Geister seiner Zeit um sich sammelte und festhielt, alle in schöner productiver, für den Ruhm der ganzen deutschen Literatur entscheidender Geistesthätigkeit. Vor Allen Goethe, angestaunt von Allen, als er nach Weimar kam, und vom Herzog selbst als intimer Freund behandelt. Goethe stand bereits vor Ablauf des Jahrhunderts in allen Zweigen der Dichtkunst auf der unerreichten Höhe. Und Schiller vollendete im letzten Jahre des Jahrhunderts seine Wallenstein-Trilogie in Weimar und erzeugte in den folgenden vier Jahren seine andern vier großen Tragödien. Literarisch thätig aber waren in derselben Epoche zu Weimar noch gar manche nennenswerthe Männer, wie der um die Culturgeschichte der Völker hochverdiente Friedrich Majer; der als satirischer Schriftsteller bekannte und geschätzte Johannes Falk, der später durch die Begründung seines Instituts für das Unterkommen und die Erziehung armer Waisen trefflich wirksam war; der durch „Leier und Schwert“ sich auszeichnende Leo von Seckendorf, Herausgeber der „Blüten griechischer Dichter“, der kleinern Schriften weimarischer Gelehrten, mehrer Musenalmanache

und des „Prometheus“; die zarte Dichterin Sophie Mereau. In bildender Kunst waren in der ersten Zeit der Regierung Karl August's der Bildhauer Klauer und der Maler Kraus, dieser besonders für die Journale Bertuch's beschäftigt, dann der Maler Jagemann, Sohn des Linguisten, welcher als Bibliothekar der Herzogin Amalie Fernow's Vorgänger gewesen, ferner die Kupferstecher Lips, Müller u. A., der Steinschneider Facius als Zeitgenossen in Weimar thätig. In den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts hatte Goethe seinen Freund Heinrich Meyer immer fester an Weimar geknüpft. Dieser Kunsthistoriker trat nach Kraus' Tode (1806) in dessen Stelle, die Leitung der freien Zeichenschule, ein.

Von jenen Schriftstellern, die durch eine humoristische Romantik sich eines großen Publicums bemächtigten, starb Musäus schon 1787, während Vulpius, der Verfasser des „Rinaldo“, noch immer fortfuhr, sowol mit Ritter- und Räubergeschichten als mit antiquarischen Curiositäten Bände zu füllen, und der mit mehr Bildung, Feinheit und Mäßigung sich ergehende Humorist Stephan Schütze von 1804—39 in Weimar lebte. Zu den weimarischen Dichtern zweiter Generation gehörten auch Peucer, der Uebersetzer französischer Tragödien und nachmalige Consi-

storialpräsident, und Riemer, der **1804** nach Weimar und in Goethe's Haus kam, seine Verdienste um die griechische Sprache entfaltete und später die Mittheilungen über Goethe schrieb.

Es kommen aber für jene Periode Weimars auch die Aesthetiker und Dichter in Betracht, die als Nachbarn und Gäste in den Kreis traten, wie gegen Ende des Jahrhunderts die Schlegel, Tieck, Novalis und Jean Paul, der besonders an Herder's Geist und Freundschaft hing.

Als Solche, die, später eingetreten in das weimarische Geistesleben, ihm einen vorzüglichen Antheil widmeten, sind der nachmalige Kanzler und Geheimerath von Müller (er wurde im Jahre **1800** weimarischer Staatsdiener) und der Medicinalrath von Froriep (er übernahm das Bertuch'sche Industrie-Comptoir **1816**) zu nennen; jener ein ebenso warmer Verehrer des Großen und Schönen als rüstiger Staatsdiener und schwunghafter Redner; dieser ein vielseitig gebildeter, in den geistigen Verkehr durch wissenschaftliche Schriften, gesellige Vorträge, vielfache Verbindungen und ausgedehnte Gastfreundschaft eingreifender Mann.

Am Gymnasium Weimars waren treffliche Köpfe thätig, wie Musäus, Kästner, Schwabe, Böttiger; Ephorus war Herder, der jährlich mehrmals bei den

öffentlichen Examen und den unvergeßlichen Confirmationen als Lehrer eintrat. Durch seine Predigten wurden Alle, Gebildete und Ungebildete, herangezogen und erbaut. Er gab der Kirche die höchste Weihe eines wahren Gotteshauses.

Einen Mittelpunkt anderer Anregungen bildete das Theater. Früher hatten seine Stelle die vom Hofe veranstalteten Feste vertreten, zu denen gewöhnlich das trauliche Tiefurt, der Ettersberg oder Belvedere den romantischen Hintergrund bildeten, wobei Goethe selbst, Musäus und Corona Schröder, Kammersängerin von edler Gestalt und Sitte, mitwirkten. Jetzt blühte das Hoftheater unter Goethe's Leitung und Schiller's Einfluß. In uns jungen Köpfen ging Alles durcheinander: „Werther's Leiden", „Götz von Berlichingen"; Schiller's „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe", „Don Carlos"; Jean Paul's geniale Werke mit der Fülle und Mannichfaltigkeit seiner schöpferisch-originellen Gedanken und Ansichten; Heinse's „Ardinghello" und „Fiormona", Bouterwek's „Donamar", Musäus' „Volksmärchen", Wieland's „Oberon", „Agathodämon" ꝛc.; Rousseau's „Héloise" und „Emile", Voltaire's freigeistische Werke und sein Tod, von dem man nicht genug Grauenhaftes sich erzählen konnte; Kotzebue's famoses Gedicht: „Ha, wer

bin ich und was soll ich hier, unter Menschen oder Affen? Welchen Plan hat Gott mit mir u. s. w.“; von Cramer, Feßler, Spieß und Lafontaine gar nicht zu reden. Mein täglicher Umgang waren Herder's und Wieland's Kinder — der erstern waren sieben, der zweiten neun; — und außerdem belebte und verschönerte eine Reihe von reizenden, interessanten Mädchen die wöchentlich hier wechselnden Kränzchen.

Bei Frau von Imhof, Mutter der als sinnigen, ausgezeichneten Dichterin bekannten Amalie von Imhof, nachherigen Frau von Helwig, war ein ganzes Arsenal und eine vollständige Garderobe von echt indischen Waffen und Kleidungen, die der eben verstorbene Herr von Imhof selbst aus Indien mitgebracht hatte. Mit Hülfe des ältesten Sohnes Karl benutzten wir Alles zu unsern Spielen, legten die Kleider an und die Waffen, bei welchen letztern uns jedoch immer große Vorsicht anempfohlen wurde, da die Pfeile meist vergiftet sein sollten.

Auch die damaligen Maskenbälle in Weimar boten ein eigenes Interesse, besonders durch die Anwesenheit der Burschen von Jena, die ein regeres, erhöhteres Leben verbreiteten. Nur um zu beweisen, daß es nicht ohne Witz war, sei eines solchen Redoutenabends gedacht,

wo mehre Burschen von Jena als Troubadours einen Einzug hielten. Zum Behuf ihrer Mittheilungen, da es singend nicht geschehen konnte, hatte jeder eine Brieftasche voll kleinerer Pergamentstreifchen bei sich, auf welche sie ihre improvisirten Verse schrieben, die sie dann vertheilten. So begegnete uns einer derselben, wie ich mit Gottfried Herder, seiner Frau und seiner Schwester durch den Saal ging. Er trat auf die Letztere zu und schrieb auf ein Blättchen:

Liebes Mädchen, schönes Kind,
Wenn die Männer häßlich sind,
Ist oft blos die Maske schuld:
Liebes Mädchen, drum Geduld.

Herder nahm darauf das Blatt und schrieb unter diese Verse:

Liebes Mädchen, nur Geduld,
Oft ist blos die Maske schuld,
Wenn die Verse fließen
Wie das Wasser über die Wiesen.

Der Troubadour, der das beschriebene Blättchen zurückerhielt, schrieb darunter:

Wasser hab' ich nicht im Kopfe,
Nähm' ich's nicht aus deinem Topfe,

die Zeichnung eines Kopfs mit etwas längern Ohren dazufügend.

Wenn nun alles Dieses die Mannichfaltigkeit der Anregung andeuten kann, die das damalige Leben in Weimar selbst, insbesondere jungen Leuten bot, deren Empfänglichkeit und reizbare Phantasie dem Urtheil vorauseilen, so sollte auch der nahe und ferne Hintergrund dazu beitragen, die Gemüther noch mehr zu spannen und zu beschäftigen. Im nahen Jena war fast immer die ganze Burschenschaft im Aufruhr und das weimarische Militär nach Jena zu auf den Beinen, sodaß wirkliche Scharmützel und kleine Schlachten in und bei Jena vorfielen; sowie Auszüge der Studenten, oft 700 — 800 an der Zahl, durch Weimar mit klingendem Spiel nichts Seltenes waren. Der erste war unstreitig der merkwürdigste und effectvollste. Eines schönen Sonntagmorgens wurde der friedliche Bürger Weimars in der Frühe um 3 Uhr durch Cymbeln und Trompeten und Trommeln und durch einen rauschenden Chorus jugendlich brüllender Kehlen aus seinem süßen Schlaf aufgeschreckt und zu dem großen Schauspiel eines Burschenauszugs aus Jena hingezogen. Ueber 600 Burschen waren durch das Jenaische Thor herein- und bald wieder durch das Erfurter Thor hinausgezogen; dem Herrn von Rumohr, einem schönen jungen schlanken Mann auf seinem Goldfuchs an der Spitze, folgte die Masse

mit ihren ledernen Helmen, dem Säbel oder dem Hieber an der Seite und dem Ränzchen auf den Schultern, wobei das omnia mea mecum porto wol ziemlich ohne Ausnahme gelten konnte. Sie zogen dann auf die Anhöhen bei Erfurt, wo ein Lager aufgeschlagen und mit den Ab- und Nachgesendeten von Jena parlamentirt wurde, worauf die Burschen wol auch theilweise nach Jena zurückkehrten. — Noch tiefer im Hintergrund, doch gewiß von noch weit überwiegenderm Interesse, wälzte nun die Revolution in Paris und dem übrigen Frankreich ihre grimmen Wogen über die Welt und tobte zum Theil ihre Wuth in den Schlachten am Rhein aus, ewig auf und ab sich bewegend mit den fürchterlichen Namenslisten in den Zeitungen und maßlosen Standreden auf dem Forum in Paris; der König endlich unter der von weitem noch entsetzlichern Guillotine gefallen; ja selbst die Königin! In welchem schlaffen, öden Herzen war da noch Ruhe, zumal da man auch durch die zahlreich anwesenden französischen Emigrés umher stets an das blutige Schauspiel erinnert wurde, vor dem sie geflohen waren!

Voran stand Mounier, der Präses der Nationalversammlung in Paris gewesen war und nun in Weimar ein bald blühendes, besonders von englischen Jüng-

lingen vornehmer Familien besuchtes Institut für Ausbildung zu künftigen Staatsmännern errichtete. Er wohnte in unserm Hause, bevor ihm, der anwachsenden Anzahl seiner Zöglinge wegen, das Schloß im Belvedere eingeräumt wurde. Auch diese jungen Engländer selbst fachten die Lebensflamme in Weimar immer mehr an, kurz, nicht leicht war wol eine Zeitperiode und ein Ort belebender als damals Weimar. Denn natürlich zogen die großen Männer und thätigen Schriftsteller noch Andere herbei, besonders auch die ausgezeichneten Professoren von Jena, die öfter zum Besuch kamen. Und so war es höchst selten, daß nicht die Anwesenheit solcher Celebritäten die Gespräche in den Gesellschaften steigerte und belebte.

Ich trete den Einzelnen näher. Zuerst sei des Professors Musäus gedacht, des gemüthlichen, liebenswürdigen Verfassers der „Deutschen Volksmärchen". Der unbefangene, natürliche Humor, der in seinen Schriften lebt und webt, war zum Vergnügen des ausgewählten Publicums auch auf dem Privattheater der Frau Herzogin Amalie in komischen Rollen sehr beliebt und wirksam, und trotzdem daß er neben Goethe, Einsiedel und Bertuch *) einen harten Stand

*) Graf Brühl spielte bei weimarischen Liebhaberaufführungen erst nach Musäus' Tode mit.

hatte, trat er stets mit allgemeinem Beifall auf. Besonders aber auch im Umgang und Lebensverkehr, wo es nicht eingelernte fremde Ideen und Redensarten, wie auf dem Theater, sondern seine eigenen launigen und muntern Einfälle galt, war sein gutmüthiger Humor und Witz von bester, ausgiebigster Würze. Die Volksmärchen, die durch geniale Einkleidung die seinigen wurden, ließ er sich von einem kleinen Kerl, gewesenem Tambour, Rüppler mit Namen, bei einer Pfeife Taback und einem Glas Schnaps, die den geschwätzigen Kleinen in die geeignete Stimmung und die rechte Begeisterung versetzten, erzählen. Wie oft sah ich den drolligen kleinen Soldaten, wie er mit seinem kurzen Pfeifenstummel im Munde mehr über die Straße taumelte als ging, von den Gassenjungen mit dem Geschrei: „Rüppler, Rüppler, Rau Rau Rau!“ verfolgt und dabei unter fröhlichem Lachen ein lustiges Soldatenlied anstimmend. Auch in großen Gesellschaften war Musäus überaus jovial. So hatte er die Gewohnheit, wenn er in eine Gesellschaft eintrat und die Frau vom Hause vom rechten Schlag ihren gewöhnlichen Wortfaden ohne Unterbrechung fortspann, mit: „Wie unendlich bin ich erfreut, daß uns der Herr Professor auch einmal die Ehre geben, uns zu besuchen; wie

oft haben wir schon davon gesprochen, ich und mein Mann, daß wir aber auch gar zu wenig das Glück haben, den Herrn Professor und die Frau Professorin mit der werthen Familie bei uns zu sehen! Es ist doch Alles recht wohl zu Hause? Den lieben Kindern haben wir neulich begegnet, ich und mein Mann, und Gottlob, das liebe Aussehen war recht gut, sowie auch der Herr Professor und die Frau Professorin wie's liebe Leben aussehen; nun Gottlob, auch uns ...", — so fing er zugleich mit ihr zu zählen an: „Eins, zwei, drei" u. s. w., und so immer fort, bis das andere Uhrwerk abgelaufen war, wobei er's, wie er versicherte, oft über die **100** brachte.

Als Lehrer von uns im Gymnasium (wir waren acht Brüder) wurde er öfters auch von unsern Aeltern zu Tische geladen; so auch einmal nach einer längern Krankheit, die er überstanden hatte. Alles freute sich über sein gutes Aussehen, als er eintrat. Gegen Ende der Mahlzeit konnte es jedoch seine Frau nicht länger über sich gewinnen, zu verschweigen, daß er nur darum so gut aussehe, weil er sich geschminkt habe, als er in die Gesellschaft gegangen sei. „Hast du's nun endlich vom Herzen herunter", sagte er darauf, „ist dir nun leichter? Nun ja, ich habe mich roth angestrichen, um dem Bedauern wegen meiner Krankheit

auszuweichen und lieber wegen meiner Gesundheit beneidet zu werden. Aber weil meine Frau eine solche Plaudertasche ist, so will ich nun auch das Maul nicht halten und erzählen, was mir mit ihr vor kurzem auf dem Wege nach Erfurt passirt ist. Wir fuhren an einem blau blühenden Feld vorbei, und ich sagte: «Sieh', wie schön der Flachs steht!» Darauf weist meine Frau auf das Feld daneben und sagt, um ihre außerordentlichen Wirthschaftskenntnisse zu zeigen: «Auch das Werg daneben steht recht gut!»"

Als ich das Gymnasium verließ, um auf die Universität nach Jena zu gehen, wohin sich der Blick schon oft erwartungsvoll gelenkt hatte, ging mit mir eine Reihe trefflicher Schüler ab, gleichfalls nach Jena. Mehre davon machten sich später rühmlichst bekannt. Ich nenne hier nur De Wette (von ihm wird noch in der Folge die Rede sein), Peucer, Ludwig Wieland, Friedrich Schmidt und den als gelehrten Hellenen durch seine Vorlesungen in Paris berühmten H. Hase, jetzt kaiserlichen Bibliothekar in Paris.

Von Letzterm, da sich keine schicklichere Gelegenheit mehr darbieten dürfte, werde hier nur noch berührt, daß er nach der Schlacht bei Wagram von Paris nach Wien kam, um einem Artikel des Friedenstractats zufolge aus der kaiserlichen Bibliothek von den nach

seiner Einsicht auszuwählenden seltensten und merkwürdigsten Manuscripten, an denen diese Bibliothek so reich ist, Doubletten nehmen zu lassen und diese dann für die kaiserliche Bibliothek in Paris selbst in Empfang zu nehmen. Er besuchte mich oft, und als er mich am vorletzten Tag seines Aufenthalts nicht zu Hause traf, schrieb er mir an meinem Pulte, vermuthlich der Dienstboten wegen, da er nicht siegeln konnte, einige französische Zeilen, die ich mir gestatte hier mitzutheilen:

J'ai parcouru en vain les pièces du caffé Tirolien, mon très cher ami, et je viens ici pour constater au moins mon exactitude. J'irai vers les neuf heures à l'Imperatrice et si je ne te trouve pas, j'en mourrai de peine. Demain je dois aller dans la matinée chez le comte de Lamberg pour voir la collection de vases; je dinerai chez le bibliothecaire M. Stengal; mais je viendrai chez nous (aux Minorites) vers les cinq heures, et je t'attendrai, si tu ne me mandes rien et si tu es encore ici. — A Toi pour la vie! H. H.

Und nun werde noch mit dem innigsten Danke des Mannes gedacht, dem wir so viel, ja Alles zu verdanken haben, der um den damaligen Flor des weimarischen Gymnasiums sich die größten Verdienste erworben hat, der, von der Natur zum Lehrer berufen, dazu geschaffen war: Böttiger's. Nicht blos daß er

der alten Sprachen bis zum tiefsten Eindringen in den Geist derselben, besonders der griechischen und lateinischen Sprache vollkommen und bis zum Auffinden ganz neuer bewährter Ansichten und Regeln kundig war, wußte er jeden Autor ganz nach dessen Eigenheiten und Charakter so zu behandeln und darüber vorzutragen, daß dessen Vorzüge auch dem Stumpfsinnigsten nicht blos klar, sondern Antheil und Liebe dafür erweckt wurden.

Ja, wir verdanken ihm ein Höchstes, für das ganze Leben Entscheidendes, daß nämlich in jedem Moment unserer Erdenwallfahrt zwei Welten in uns thätig leben, die einander tragen, heben, erklären, heiligen: die antike und die moderne. Nur wer den Kenntnißreichthum, den tiefsten Ernst, die in gewähltester Sprache überflutende Begeisterung dieses Mannes auf dem Katheder (er hielt auch später in Dresden in seiner Wohnung Vorlesungen für das große Publicum) kennen gelernt hat, wird ganz begreifen, was hier gemeint ist, und kann mit Hamlet ausrufen: Wie ekel, schal und abgeschmackt ist mir das Treiben dieser Welt, könnt' ich sie nicht mit der antiken vergleichen, durch sie erklären und ergänzen.

Seine Mittheilungen, die sich bis auf das kleinste, einzelnste Detail auch im Lebensverkehr selbst erstreck-

ten, führten dazu; doch bedarf es hier nicht blos des Wissens, ja nicht blos des lebendigen, immer gegenwärtigen Wissens, nein! es muß ein Theil unsers ganzen innern Wesens werden, das mit uns denkt, empfindet, handelt; dies nur verdanken wir diesem Manne, diesem Lehrer, Böttiger mit Namen, und wollen uns so wenig in unserm Dank stören lassen, daß uns selbst die Lectüre des „Gestiefelten Kater" von Tieck nur ein Achselzucken kostet, das nicht dem Gemeinten, sondern dem Vater des Katers für seine Uebertreibungen gilt, mit denen man auch das Heiligste lächerlich machen kann.

Böttiger, mit dem ich schon früher Briefe wechselte, übersandte mir bald nach Goethe's Tode die lateinischen Distichen (mit der deutschen Uebersetzung), die er auf einem Octavblatt (Schreibpapier) hatte drucken lassen und womit er Goethe's Andenken feierte, und schrieb an mich darunter — doch ich lasse lieber das Ganze hier wörtlich folgen, da es in Beziehung der beiden Männer von besonderm Interesse ist.

Die Ferali

qua Goethii exequiae ad tumbam Granducalem ducebantur die XXVI. Mart. MDCCCXXXII.

Obticuit vates, cujus pendebat ob ore
Germanorum alacer per duo secla chorus.

Venit summa dies — morientis sedit*) imago.
Dedidicit dudum Goethius ipse mori.

Am Tage von Goethe's Todtenfeier.

Schweigen versiegelt den Mund, von dem den germanischen Gauen
Zwei Jahrhunderte lang Dichtung und Wahrheit erklang.
Als nun die Stunde ihn rief, da saß**) nur das schlummernde Bild da!
Früh schon hatt' er selbst, Goethe, das Sterben verlernt!

Herrn Director Schmidt in Brünn.

Mein alter Freund!

Dank, daß Sie mir den würdigen Dr. Adolf Schöll und mit ihm einen so lieben Brief zuschickten. — Ach! Ich habe seit zwei Monaten meine gute Frau, mit der ich 46 Jahre pilgerte, verloren und bin nun nur noch halb auf der Welt! — Unser Lüttichau waltet unumschränkt auf unserer Bühne.

In Leipzig versucht man's mit Ringelhardt aus Köln!!!

Schreiben Sie mir doch das Nähere, wie Sie also auf Ihrer Bühne Goethe's Andenken feierten. Wie ich es zu feiern mich getrieben fand, ersehen Sie aus Obigem. Ich send' es Ihnen, weil ich weiß,

*) Obdormivit in sella culcitis strata, reclinis, spreto lectulo.

**) Er entschlummerte, auf einem gewöhnlichen Lehnstuhle ruhend.

welchen Antheil Sie nehmen. Wie gern hätte ich bei Ihrem Hiersein noch über so Manches mit Ihnen gesprochen!

Meine brave Auguste, jetzt meine einzige Stütze und Pflegerin, empfiehlt sich Ihnen. Mit wahrer Hochachtung und alter Freundschaft

Ihr

Dresden, den 27. April 1832. Böttiger.

Noch ein kleines Andenken hat mir die so viel verzettelnde Zeit von ihm gelassen, einen ältern Brief:

Mein theurer Freund!

Da ich nicht weiß, ob ich das Vergnügen haben werde, Sie noch ein mal zu sehen, so mach' ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir etwas mit nach Wien zu nehmen, insofern Gebrauch, daß ich Sie mit beigehendem Brieflein an meinen wackern Freund, Herrn Leon, und einem Journalstück belästige. Ich bitte nur um sichere Abgabe. Der liebe Mann ist alle Tage auf der Bibliothek. Es trägt Sie ja wol einmal der Weg vorüber. Auch steht Herr Sonnleithner in Verbindung mit ihm. Sie werden eine recht interessante, Sie erfreuende Bekanntschaft machen.

Wie gern hätt' ich erst über so Vieles mit Ihnen gesprochen! Erlaubt es Ihre karg zugemessene Zeit,

so machen Sie mir die Freude, noch ein mal zu uns zu kommen. In jedem Fall aber vergessen Sie mich nicht.

Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster

Dresden, den 18. Jänner 1807. Böttiger.

Bei Gelegenheit unserer Abschiedsfeier hatte Böttiger ein sehr geschätztes Programm geschrieben. Jeder vom Gymnasium Abgehende hielt eine Rede vor dem großen Publicum, wozu er sich Gegenstand und Form selbst wählte.

Meine Wahl war auf die schöne That des Herzogs Leopold von Braunschweig gefallen, des Bruders der Herzogin Amalie, der nicht lange vorher (1785) in Frankfurt an der Oder bei dem Rettungsversuch Ueberschwemmter sein Leben aufgeopfert hatte.

Die Form gestaltete sich von selbst zu einem Gedicht, zu einer Ode, die mir als Erinnerung an die Wirkung des Vorfalls und als Jugendspecimen hier mitzutheilen vergönnt sei:

Leopold, Herzog von Braunschweig.

Hier am Gestade, wo die gereizte Wuth
Der Wogen einst Germaniens Edelsten
Verschlang, bebt ach! von Schmerz und Wehmuth
Innig durchdrungen die wunde Brust mir.

Doch wie mit Engelstimmen umflüstert mich
Der Geist der Liebe, winket dem Weinenden,
Und Glaub' an Menschheit strömt aus voller
Schal' in die Seele des müden Zweiflers!

Was Viele gern vergessen, der Fürstensohn
Empfand's, daß Demanttropfen im Diadem
So mild nicht strahlen als im Auge
Qualenentriss'ner des Dankes Thräne.

Seht, mit erhab'nem, feurigem Heldenmuth,
Als ob zum gold'nen Ziel er im Wettlauf flög',
Eilt er, dem Sturm empörter Wellen
Arme Verlassene zu entreißen,

Als höher schon am Damme die Woge schwillt,
Und immer dumpfer tönet das Klaggeschrei
Der Dammbewohner, die dem Angstschrei
Wilder Verzweiflung dahin gegeben,

Umtost vom Grimm der Fluten des schäumenden,
Hochaufgeschwoll'nen Viadrus, thränenlos
Und starr die flehend irren Blicke
Auf zu dem Himmel um Hülf' erheben.

Hier reichen Mütter, sprachlos mit off'nem Mund,
Sich selbst vergessend, klagende Kinder ihm
Vom Ufer zu; dort zittern Greise,
Stützend ihr Haupt auf des Jünglings Schulter.

Der Edle sieht's, ergriffen vom stummen Schmerz,
Erblickt der Menschheit rettenden Genius
Hoch in den Wellen; ruft: Ich folge!
Stürzt durch die staunenden Gafferreihen

Und löst den Kahn entschlossen vom Ufer ab —
Der Menge, bebend über des Kühnen That,
Unfähig, ihm zu folgen, fesselt
Lähmender Schrecken die starren Glieder!

Der Warnung Stimme schallet von Tausenden
Ihm zu. Umsonst! Der Edle verachtet kühn
Der Feigheit Zuruf; denn nicht wiegt er
Kühl in der Schale der Selbstsucht Gründe.

Des Jammers Nothschrei tönt ihm im Herzen nur!
Entrüstet fragt er: „Bin ich nicht auch ein Mensch?“
Und reißt sich eilig los und springet
Rasch in den Nachen und — ach! versinket!

Verklärter Schatten! Sieh', an der Ilma Strand
Steht hehr dein Denkmal, das dir die edelste
Der Schwestern setzte *); doch ein größ'res
Steht dir in ehrfurchterfüllten Herzen!

Stets schwebe dein erhabenes Bild vor uns! —
Zerstört es nicht den schändlichsten Götzendienst,
Wo nur dem eigenen Ich ein Jeder
Weihrauch in lodernde Flammen streuet!

Ja! Du belebst den sinkenden Glauben uns
An Menschentugend! Hast in der schönsten That
Ein Fürstendenkmal aufgerichtet
Ueber zehntausend erkämpfte Siege!

*) Das Denkmal an der Ilm — zugleich eine Zierde des Parkes in Tiefurt — hatte ihm die Herzogin Amalie, seine Schwester, gesetzt. Auch in Frankfurt a. O. selbst ist ihm ein Denkmal errichtet worden.

Ein heller Leitstern glänzt in der Zeiten Nacht
Des Helden Tod, der nicht nach dem Siegerkranz
Im Schlachtfeld geizet, nicht auf Leichen
In der Unsterblichkeit Hallen einstürmt!

Ihm gnügt aus deutschen Eichen ein Bürgerkranz!
Asträa nimmt und setzt ihn als Sternenbild
Am Himmel, wo dem kühnen Fernrohr
Nächtlicher Späher die Krone winket!

Jena stand damals (1796) im größten Flor — die Hörsäle erfüllt von den Vorträgen ausgezeichneter Professoren, die Hörsitze überfüllt von größtentheils vornehmen, reichen Studenten — Engländern, Livländern, Polen, Russen u. s. w. Noch verbot kein Ukas in Rußland den Besuch der Universität in Jena. — Von Professoren sind zu nennen: der Philosoph Fichte, die beiden Hufeland, der berühmte Mediciner, Verfasser der „Makrobiotik", und der Jurist, dem das Studium der Pandekten die neuen erleichternden Formen verdankt; der elegante Sprachkenner Schütz, der geschätzte Theolog Griesbach; die beiden als praktische und theoretische Aerzte ausgezeichneten Starke; der Matador im Lehn- und Kirchenrecht, Schnaubert; der berühmte Criminalist Feuerbach, der verehrte Paulus, der große Sprachforscher Eichhorn; Schelling, der — früher Fichte's Schüler — diesem als Lehrer der Philosophie in Jena mit großem Beifall als Pro-

fessor nachfolgte; als Docenten die beiden Schlegel, welchen Ludwig Tieck zugesellt war. Um nun eine Andeutung der freien Art des Vortrags zu geben, werde der Vorlesungen Fichte's, der eben seine „Appellation" an das Publicum wegen des ihm angeschuldeten Atheismus hatte erscheinen lassen, insbesondere und weitläufiger gedacht.

Fichte las über Platner's „Philosophische Aphorismen"; doch legte er sie keineswegs als Leitfaden zum Grunde, sondern benutzte sie vielmehr nur, seine eigenen Ansichten und Lehrsätze, die er dann unter dem gemeinschaftlichen Titel „Die Wissenschaftslehre" zusammenfaßte und öffentlich erscheinen ließ, daran zu knüpfen, indem er zugleich die Inconsequenzen und irrthümlichen Lehrsätze seines Autors bewies und oft ad absurdum führte. Sein Vortrag war klar und bündig, und auch der Mann selbst entsprach ihm in jeder Beziehung. Körperlich klein, aber gedrungen und kräftig, mit einem schöngeformten Kopf, hoher, hervortretender Stirn, einem Adlerblick und einer Adlernase, war seine Stimme klangvoll und scharf markirend, und oft beschloß er seinen Vortrag in so erhabener und erhöhter Stimmung, daß Allen ein klares Bild seines Innern wie im sonnenhellen Glanze aufstieg und vorschwebte.

Dazu kam, daß er seine Vorlesungen in der die Empfänglichkeit der jugendlichen Gemüther so begünstigenden Frühstunde von 6 bis 7 Uhr und mitten in einem Garten hielt, gewöhnlich nach einem Spazierritt; denn er kam meist mit der Reitgerte in der Hand und mit Stiefeln und Sporen in den mit Gesträuchen und Blumen umgebenen Gartensaal und bestieg das Katheder so rasch und lebendig, daß sich Allen eine erhöhte Stimmung sogleich mittheilte.

Unter den Studenten fielen am meisten die Ungarn auf, die in ihren weiten schwarzen Mänteln mit runden schwarzen Hüten von ungewöhnlichem Umfang immer gleich unter dem Katheder Platz nahmen und vor allen Andern fast allein dem Vortrag mit der Feder folgten — unverdrossen fleißig nachschreibend.

Eines Morgens, gegen den Schluß der halbjährigen Vorlesungen, wo Fichte den letzten Satz, gleichsam den Schlußstein, seinem System hinzufügte und dann eine klare lichte Uebersicht des Ganzen aufstellte, kam eine so tief feierliche Stimmung über alle Anwesenden, daß wol keiner seinen Platz und den Garten verlassen hat, dem das Herz nicht höher schlug und der Blick nicht über das Irdische hinausdrang. Ich bestieg den nächsten Berg, deren es bei Jena so anmuthige und schöne gibt, warf mich unter eine herr-

liche Eiche, überließ mich ganz dem Getriebe meines Innern, und da ich meinen Gefühlen doch auch Worte vergönnen wollte, entstand wie von selbst folgendes Sonett:

An Fichte.

Ich schlief und im chaotischen Geschwirre
Umtobte mich die Macht der wilden Wogen,
Und unaufhaltsam, sinnbetäubend zogen
Sie mich hinab ins endliche Gewirre.

Daß tiefer nicht mein Fuß im Dunkeln irre,
Ward nie der Pfad vom hellen Blitz umflogen,
Nie ward, von düsterem Gewölk umzogen,
Mein Blick gewahr, wie tief er sich verirre.

Da sandtest Du voll Lieb' aus lichten Höhen
Den heil'gen Strahl, der meinen Geist verklärte,
Ihn leitend zu dem innern Heiligthume.

Ja Dank! So wie ein Schmetterling der Blume
Im Liebeskuß vorüberfliegt, so werde
Nun liebend ich der Welt vorübergehen.

Von Rußland aus war damals das Studium in Jena noch nicht verboten. Gegen 600 Esth-, Kur- und Livländer und Russen studirten da, alle vermögend und gebildet. Ich nenne nur die beiden Grafen Ferx, von Korff, Lützow, Carlowitz, Lindner, Jüngling, Wetterstrand, die beiden Hähn. Durch sie war ein sehr eleganter Ton in Jena eingeführt und zugleich ein

ganz neuer Gast in dem Bostonspiel, das sie mitgebracht hatten und das täglich große Theegesellschaften versammelte. Auch vom Adelstolz waren diese jungen gebildeten Leute entfernt. Es ereignete sich ein Vorfall im lauchstädter Bade, der dies auch bewies und damals Epoche machte. Er ist an sich bezeichnend genug.

Ein junger kurländischer Graf war mit einem andern Burschen, seinem Landsmann, der ihm von seinen Aeltern als Begleiter auf die Universität mitgegeben war, nach Lauchstädt gereist, um dort einen adeligen Ball mit ihm zu besuchen. Selbst eine Französin, Madame Cottin, hat in ihrer „Amelie de Mansfield" den Hochmuth und Adelstolz des sächsischen Adels treffend charakterisirt. Er sollte sich auch hier bewähren. Der Begleiter des Grafen hatte ein Fräulein zum Tanz aufgeführt und war mit ihr zu einer Ecossaise angetreten. Sie figuriren hinauf, und wie es zu ihren Touren kommen soll, tritt das Fräulein, eine Baronesse, auf ihn zu und fragt ihn nach seinem Namen. „Mickwitz", erwidert er. „Baron Mickwitz wol?" fragt sie. „Nein, blos Mickwitz." „Also kein Baron? O, so verzeihen Sie. Meine Mutter hat mir nur dann zu tanzen gestattet, wenn mein Tänzer wenigstens ein Baron wäre." Damit trat

sie ab; Mickwitz setzte sich wol darüber hinaus, war aber doch dadurch etwas verstimmt, und so fand ihn der junge Graf, der gleich um die Ursache fragte. Er erzählt das Vorgefallene und der Graf verspricht — mehr sich selbst — Genugthuung, indem er sich die junge Baronesse zeigen läßt. Er fodert sie zum Tanze auf, tritt mit ihr an, und als es zu ihren Touren kommen soll, fragt sie der Graf nach ihrem Namen. „Baronesse N. N." „Comtesse wollen Sie wol sagen?" „Nein, Baronesse." „O, so verzeihen Sie. Mein Vater hat mir blos erlaubt, mit Gräfinnen zu tanzen", und tritt vom Tanz ab.

Gegen diese eleganten Kur- und Livländer und andere anwesende, sehr gebildete, zum Theil höchst talentvolle Studenten — ich nenne noch: Gries, Froriep, Clemens Brentano, August Klingemann, Heyse, Winkelmann, Bartl und Elias Siebold, Wieland, Hase, De Wette, Meyer — stachen die sogenannten Renommisten, meist Rheinländer und Westfälinger, um so sonderbarer und greller ab. Gelbléderne Beinkleider, große hohe Pumpenstiefeln mit großen Sporen, in den Stiefeln die Tabackspfeife und aus den Stiefeln heraushängend den Tabacksbeutel, eine kurze Jacke in den Farben der Landsmannschaft, Cravatten hoch herauf und auf dem Kopf einen großen Stürmer,

d. h. einen großen dreieckigen, hoch hinaufragenden Hut, dessen gesenkte Spitze an der einen Seite zwischen den Augen herabhing.

So saßen sie im Collegium dem Professor gegenüber und pochten und scharrten ihn auch aus, wenn er nur einigermaßen den der damaligen Zeit der Freiheit und Gleichheit anständigen Ton verfehlte. Ein Student, Graf Plettenberg, der oft zu spät in das Collegium kam, ward ausgescharrt. Eben sehr geräuschvoll zu seinem Platz hinaufsteigend, der sich neben dem Professor befand, ruft er: „Das war ein Tutti, meine Herren. Jetzt bitt' ich mir ein Solo aus." Mehre Duelle waren die Folgen davon.

Derselbe Plettenberg war mit einem großen Train von Reit- und Wagenpferden und mit zwei eleganten Berlinerinnen angekommen. Für die erstern ließ er sogleich eine große Scheune zu einem Marstall umwandeln; die letztern verschmähten es nicht, sich in Männerkleidung nach dem Renommistenzuschnitt den übrigen Burschen anzuschließen. — Derselbe Bursche foderte auch den Herzog von Weimar zum Duell heraus, worauf er relegirt wurde. Die Ursache der Herausfoderung gab eine Zurückweisung der beiden Mädchen von den ersten Plätzen in dem weimarischen Theater, zu denen sie sich hatten hinzudrängen wollen,

wiewol sie für den Hof bestimmt waren. Die Duelle waren überhaupt damals an der Tagesordnung in Jena. Zwei aber waren besonders dadurch merkwürdig, daß sie Ordensverbindungen wegen zwischen intimsten Freunden stattfanden und daß in beiden ein Theil todt auf dem Platze blieb. Einer davon war der schönste und zugleich größte Mann auf der Universität, ein Rheinländer, mit Namen Taudistel; sein Gegner Wild, auch ein Rheinländer, ging gleich darauf als Soldat in den Krieg und blieb, zum Schmerz seiner sehr vermögenden Aeltern, in der ersten Schlach am Rhein. Der todte Körper von jenem wurde zwar auf dem Markt öffentlich zur Schau gestellt und dabei von Professoren Reden gehalten, doch ganz ohne Erfolg. Im Gegentheil wurde einige Tage darauf eine kleine gedruckte Schrift, die gegen diese Reden gerichtet war, vertheilt.

Auch ein anderes Duell wurde mir sehr merkwürdig, da es zwischen einem meiner Freunde, Gellinghusen, einem sehr reichen Hamburger, und dem Schweizer Lavater, einem Neffen des bekannten Physiognomikers, auf dem Zimmer eines sehr hübschen Mädchens, der Tochter eines Gärtners, statthatte. Gellinghusen wurde in die Brust verwundet und nebst seinem Gegner relegirt. Als ich ein Vierteljahr darauf in Wei-

mar, wohin ich zum Besuch eines Maskenballs gereist war, an einem Gasthofe vorüberging, wurde ich aus einem Fenster ebener Erde beim Namen gerufen. Erstaunt und erschrocken zugleich war ich, als ich Gellinghusen, der mich durch das offenstehende Fenster gerufen hatte, stehen sah. Er ließ sich eben seinen nahe bei Weimar durch das Umwerfen seines Wagens gebrochenen Arm durch den Wundarzt einrichten und verbinden. Von Göttingen, wo er jetzt studirte, war er eigens in einem Flug nach Weimar geeilt, um auf der heutigen Redoute jenes Mädchen aus Jena wiederzusehen, wegen dessen er schon ein mal verwundet worden war. Da übrigens auch jene Wunde noch nicht ganz verheilt war, so starb er bald darauf.

Die Finesse oder vielmehr Hardiesse eines jungen Livländers verdient hier wol auch eine Erwähnung. Er hatte ein Duell, das auf dem Zimmer seines Gegners ausgefochten werden sollte und von ihm auf den Tag verlegt wurde, an dem ein großer öffentlicher Ball statthatte, von dem er Mitentrepreneur war. Der Livländer fährt kurz vor Beginn des Balls — elegant im vollen Ballanzuge mit Schuh und Strümpfen — auf dem Weg zum Ball bei seinem Gegner vor, gleichsam um die Sache unterwegs nebenher abzuthun, und decontenancirt ihn dadurch so, daß dieser,

wiewol einer der anerkanntesten und beherztesten Fechter, nicht hinderlich wurde, daß der Livländer als Sieger unverwundet noch zur rechten Zeit auf dem Ball erschien.

Auch Ludwig Wieland, der älteste Sohn des Dichters, hatte damals in Jena ein Duell mit einem Kurländer und wurde schwer verwundet. Wiewol sehr herzhaft, war er körperlich doch nur wenig geübt und auch von Natur etwas linkisch und ungeschickt. Später (1812) hatte ich in Wien Gelegenheit, mich daran zu erinnern, und da dies Veranlassung bietet, eine andere blutige That, die mit Obigem in fernem Zusammenhang steht, zu beleuchten, so nehme ich um so weniger Anstand, hier darauf einzugehen, als die That selbst, wiewol sie später geschah, zu großes Aufsehen und zu allgemeinen Antheil erregte, als daß nicht jeder nähere Aufschluß über die Motive und deren Zusammenhang noch jetzt und zu jeder Zeit von Interesse sein sollte. Ich meine Kotzebue's Ermordung.

Als Ludwig Wieland 1812 Wien, wo er als Bibliothekar bei dem Fürsten Esterházy angestellt war, wieder verließ, hätte ich ihn von seinem Entschluß, die Stelle, zu deren Erlangung ich ihm behülflich gewesen war, wieder aufzugeben und nach Weimar zurückzu-

kehren, gern zurückgebracht; denn der alte Wieland hatte mir **1806** selbst in Weimar gesagt, wie sehr er eine Anstellung dieser Art für seinen Sohn Ludwig als wünschenswerth erachtete. Damals äußerte sich Ludwig Wieland über Kotzebue sehr gereizt. Es mochten wol auch Notizen und Kritiken aus Kotzebue's „Literarischem Wochenblatt", das er damals in Weimar herausgab und worin er auf seine sarkastische Weise auch viele Schriftsteller hart, ja persönlich angriff, mit daran schuld sein. Ludwig Wieland endete mit den Worten: „Es bleibt nichts übrig, als den Kerl todtzuschießen — er oder ich!" — Der Plan war, Kotzebue auf seiner Badereise nach Ems, die er eben antreten sollte, auf einer Poststation abzupassen und mit ihm Streit derart zu beginnen, daß Kotzebue sich einem daraus folgenden Duell nicht entziehen konnte. Ludwig Wieland kam zwar noch zur rechten Zeit nach Weimar, doch Kotzebue hatte die Badereise aufgegeben. Auf diese Weise war ihm also nicht beizukommen und in Weimar selbst konnte ihn Ludwig Wieland, der öffentlichen sowie auch seiner eigenen Familienverhältnisse wegen, nicht attakiren.

Ludwig Wieland gab gleich darauf mit Froriep und Dr. Lindner das „Oppositionsblatt" in Weimar heraus, wie er früher nebst Dr. Lindner an der Re=

daction des „Sonntagsblattes“ in Wien, von Schreyvogel herausgegeben, mit betheiligt war. Als sodann das „Oppositionsblatt“ verboten wurde, begab sich Ludwig Wieland sogleich nach Jena und gab dort ein neues patriotisches Blatt: „Der Volksfreund“, heraus. Lindner war in Weimar geblieben und stand dort mit Kotzebue's Copisten in Verbindung, der ihm auch wol von Zeit zu Zeit die interessantesten Manuscripte Kotzebue's mittheilte. Als er nun auf diesem Wege eines Tages das berüchtigte Bulletin erhielt, das Kotzebue für den russischen Kaiser in Bezug auf die politische Literatur Deutschlands in französischer Sprache abgefaßt hatte und nach Petersburg einsenden wollte, und worin, wie Dr. Lindner bemerkte, aus deutschen Schriften ausgezogene Stellen sich befanden, die nicht einmal den wahren Sinn, den doch der Verfasser klar ausgesprochen hatte, treu wiedergaben — so flüchtig war das Bulletin entworfen, und so entschieden vielleicht auch Kotzebue's Absicht, die politischen Gesinnungen der Deutschen bei dem russischen Kaiser zu verketzern — so sandte Dr. Lindner schnell eine Abschrift davon an Ludwig Wieland nach Jena. Dieser ließ es augenblicklich in seinem „Volksfreund“ abdrucken, der einen ungeheuern Leserkreis hatte, sodaß das betreffende

Blatt schon den andern Tag nach allen Himmelsgegenden hin von Jena abging und sich über ganz Deutschland verbreitete. Diese Thatsache war es nun eigentlich, die in den Augen des Volkes Kotzebue als Verräther an Deutschland offen und geradezu herausstellte und die auch, bei vielleicht noch andern geheimen Anreizungen und Auffoderungen — denn Sand, der Mörder Kotzebue's, lebte ja damals in Jena, wo Ordensverbindungen der verschiedensten Art an der Tagesordnung waren — seinen Tod hauptsächlich veranlaßt hat.

Im zweiten Jahr meines Aufenthalts in Jena wohnte ich mit De Wette, der zusammen mit mir das weimarische Gymnasium verlassen hatte, in Einer Wohnung, mit demselben De Wette, der später den so vielseitig angegriffenen Trostbrief an Sand's Mutter schrieb, deswegen Berlin und seine Professur daselbst verlassen mußte und dann als Professor in der Schweiz (in Basel) lebte. Was ich hier beiläufig noch zur nähern Beleuchtung und Würdigung dieses Vorfalls, der so großes Aufsehen verursachte, anführen kann, da ich es von De Wette selbst weiß, ist: daß er kurz vor Kotzebue's Ermordung bei Sand's Aeltern einige Wochen lebte und da Sand's Mutter als eine sehr ausgezeichnete, hochachtbare Frau kennen und schätzen lernte,

und daß er bei Abfassung seines Briefs in Berlin nur an sie und keineswegs an irgend eine Publicität seines Briefs dachte.

Ein Brief, den ich nach einer längern Unterbrechung unsers Briefwechsels aus Basel, datirt den 27. August 1846, von ihm empfing, möge hier eine Stelle finden.

Mein alter, unvergeßlicher Freund!

Hoffentlich erinnerst du dich noch, trotz unsers langen Stillschweigens, deines Schul- und Universitätsfreundes und Stubenburschen in Jena. Ja, ich weiß es von deinem Schwager, Hofrath Karl Schwabe, den ich vor anderthalb Jahren noch in Weimar gesehen und gesprochen habe, daß du meiner in Liebe gedenkest. In dieser Zuversicht und in der Voraussetzung, daß du deine ehemalige Liebe zum Theater und zur Musik nicht verloren und wol auch von den Theaterverhältnissen in Wien Kenntniß hast, bin ich so frei, dir unsern Musikdirector, Herrn Reiter, dessen Gattin, eine ausgezeichnete Sängerin, in Wien auftreten möchte, zu empfehlen und dich zu bitten, ihm in seinem Vorhaben nach Wissen und Vermögen behülflich zu sein. Er kann und wird dir auch Nachrichten von meinem bisherigen Leben geben. Wie weit lieber wär' mir's freilich, wenn ich dich selbst wieder

umarmen könnte. Wenn mich nur mein Arzt nicht immer im Sommer ins Bad schickte, so käme ich mit Freuden selbst nach Wien. Indessen umarm' ich dich im Geist innigst.

Mit alter treuer Liebe

Dein

W. M. L. De Wette.

Doch kehren wir wieder nach Jena zurück. Es konnte nicht fehlen, daß damals — im Jahre 1799 — Goethe der Abgott aller jungen empfänglichen Gemüther und also auch der unsrige war. So lasen wir, Friedrich Schmidt, De Wette und ich, eines Abends in seinen Werken, und dadurch enthusiasmirt, lasen wir dann auch das Sonett, das A. W. Schlegel damals zur Feier des großen Dichters in dem von ihm herausgegebenen „Athenäum" hatte drucken lassen und das mit den Worten schließt: „Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen." Rasch gaben wir uns gegenseitig das Versprechen, nach einer Stunde zurückzukehren, um Einer dem Andern ein neues Sonett als Seitenstück zu diesem vorzulesen, und verließen das Haus.

Ich kam nicht weiter als zu dem eben jetzt menschenleeren, ziemlich großen Marktplatz und wanderte dort auf und ab, so lange, bis der letzte Vers sich

mit dem ersten in Eins verschlang, und brachte, noch vor der anberaumten Zeit, folgendes Sonett mit nach Hause:

An A. W. Schlegel.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen.
Sind jene Wesen Menschen wol zu nennen,
Die ihn, den Götterboten, nicht erkennen?
Nein! Ihnen sei der Name Mensch verboten!

Sie athmen! Doch ich werf' sie zu den Todten;
Denn ohne Leben, Geist und Seele rennen
Sie durch die Welt, als ob sie darauf sännen,
Hochsinn zu bannen — niedrige Zeloten!

Erstirbt des Herzens Glut, was ist dann Leben!
Was kann in uns den Geist so hoch erheben,
Daß dem Alltäglichen wir uns entheben

Und mächt'gen Schwungs empor zur Gottheit schweben? —
So brünstig, Goethe, wie den Baum die Reben,
Muß jedes Herz Dich zu umschließen streben.

Das dritte Jahr wohnte ich zusammen mit Friedrich Schmidt, dem nachmaligen sehr geschätzten, jetzt leider auch schon hinübergeschiedenen Geheimen Regierungsrath in Weimar, einem ausgezeichneten Klavierspieler und besondern Freund Beethoven'scher Compositionen, die er meisterhaft vortrug und woran sich auch Goethe oft erfreute, wenn Schmidt sein Gast war. Wir übersetzten miteinander die „Frösche" des Aristophanes, wobei wir es uns zur besondern Auf-

gabe machten, die so schwierigen Chöre in dem für die deutsche Sprache barocken Versmaß des Originals wiederzugeben. Früher schon hatte ich den „Philoktet" des Sophokles uud die Gedichte des Anakreon in den Originalversmaßen übersetzt.

Ungefähr um diese Zeit kam eines Tages mein Schwager, Dr. Gottfried Herder, mit Jean Paul von Weimar nach Jena. Wie höchst erfreut war ich über diesen höchst willkommenen Besuch zweier von mir so geliebten und geschätzten Männer. Es war gegen Mittag und Jean Paul folgte bald einer schon in Weimar empfangenen Einladung zum Speisen bei einem der Professoren. Wir, mein Schwager Gottfried und ich, speisten in einem freundlichen Gartenhause, wo dann Vieles über Weimar und besonders — da ich so gern davon hörte — über die schönen, geistig belebten Abende bei Herders gesprochen wurde, die durch Jean Paul's Gegenwart und durch seinen immer regen Geist und heitern Humor einen neubelebten Aufschwung erhielten, wovon ich mich früher selbst schon so überaus beglückt gefühlt hatte. Denn es bot auch einen seltenen, ja einzigen Genuß, dem Umtausch ihrer großen, allumfassenden, nur Hohem und Höchstem gewidmeten Ideen beizuwohnen, wobei die jugendliche Lebhaftigkeit Jean Paul's mit dem

würdigen, erhabenen Ernst Herder's einen so eigenthümlichen Contrast bildete, der durch die männliche Fülle der beiden hervorragenden Gestalten, die edeln Formen und Gesichtszüge unter hohen, schön gewölbten Stirnen, die ätherisch Feuer strahlenden Augen und durch den begeisterten Klang der schönen Stimmen noch bedeutender und ergreifender hervorgehoben wurde. Die Ausdrucksweise in den mündlichen Mittheilungen war übrigens bei Jean Paul dieselbe wie in seinen Schriften, nur daß sie in seinem Munde durchaus nichts Gesuchtes oder Gezwungenes hatte, wie man es dem Dichter in seinen Werken zum Vorwurf zu machen pflegt. Herder, den diese Urtheile auch schon geschmerzt hatten, besonders weil sie der größern Ausbreitung und Wirkung von Jean Paul's Schriften Eintrag thaten, war, wie Gottfried erzählte (oft fiel es mir später wieder ein, wenn ich jenen Tadel der Jean Paul'schen Ausdrucksweise vernahm), damals bemüht, bei sich darbietender schicklicher Veranlassung im Laufe des Gesprächs durch heitere Anspielungen und schonende Hinweisung die Aufmerksamkeit Jean Paul's auf die so manchem Leser unverständlichen und ihn daher störenden, frappanten Wendungen des Humors, auf die seltsamen Absprünge und Zusammenstellungen in seinen Schriften

hinzulenken, um ihn, wo nicht davon zurückzubringen, doch auf das Bemühen um eine leichtere Verständlichkeit zu lenken, weil sie die größere Verbreitung und Wirkung seiner Schriften sehr befördern werde.

Wol nahm auch Jean Paul diesen Beweis wahrer inniger Theilnahme des verehrten Freundes mit herzlichem Dank auf, doch in seinen spätern Schriften selbst war wenig Spur einer Veränderung in dieser Beziehung zu finden, und es konnte wol auch nicht anders sein. Denn diese Eigenthümlichkeiten waren schon in des Dichters ursprünglicher Auffassung und Bildung seiner Ideen und Ansichten begründet und daher in jedem Fall weniger willkürlich und bloße Manier, als es den Anschein hat.

Vielleicht sind diese Eigenthümlichkeiten auch damit zu rechtfertigen, daß für den ernstbeflissenen, aufmerksamen Leser dadurch der Genuß bei der Lectüre noch erhöht wird, daß er durch nothwendig öfteres Lesen der Werke Jean Paul's zu einem klaren, tiefer begründeten Verständniß gelangt. So viel aber ist wol gewiß und unumstößlich, daß nicht leicht ein anderer, ja kein anderer Schriftsteller durch öftere Lectüre seiner Werke so gewinnt als Jean Paul.

An jenem Nachmittag kam ich eben aus dem

Collegium, als ich die beiden Gäste wieder im Gasthofe aufsuchte und sah, daß schon der Postillon mit seinem Wagen am Thore hielt, zur Rückfahrt nach Weimar.

Jean Paul fragte mich, aus welchem Collegium ich eben käme. Als ich antwortete: „Aus dem des Criminalrechts", das der damals noch junge Professor Feuerbach mit großer Anerkennung vortrug, fragte er weiter, welches Capitel eben an der Reihe sei. „Das von der Nothwehr", erwiderte ich, und eben heute sei der Satz besprochen und vorgetragen worden, nach dem Koch'schen Lehrbuche, daß eine Ohrfeige selbst mit dem Tode abgewehrt werden könne. „Da wäre ich doch begierig, das Nähere darüber zu hören; das wird auch so ein Satz sein, der zu Heft blos gebracht wird, ohne Anwendung für die Praxis."

Ich wollte nun wiederholen, was Feuerbach in dieser Beziehung heute vorgetragen, da blies der Postillon wiederholt, und Jean Paul sagte: „Sie hören, daß er keine Ruhe gibt. Er bläst sich ja außer Athem, um uns in Athem zu versetzen." — „Schreiben Sie mir darüber", sagte er noch beim Einsteigen in den Wagen, „aber gewiß." Und damit ging die Reise fort. Natürlich nahm ich ohne Säumniß die Feder zur Hand

und ließ Koch's Lehrsatz wohl eingekleidet nach Weimar wandern. Er wurde freilich durch, glaub' ich, sieben Bedingungen: es müsse durchaus kein anderes Mittel der Abwehrung, auch keine Flucht möglich, die Ohrfeige nicht etwa schon gegeben sein u. s. w., so schmächtig und klein, daß es ungefähr auf Jean Paul's ersten Ausspruch hinauslief, er könne in Praxi fast gar nicht statthaben. Mir aber verhalf er eben dadurch zu einem höchst witzigen Briefchen, das mir Jean Paul als Antwort auf das meinige durch meinen Schwager sandte. Leider ist mir's abhanden gekommen.

Als ich Jean Paul kurz darauf in Weimar mit meinem Schwager besuchte, rief er mir entgegen: „Ah, da kommt ja mein Gegenfüßler, wollt' ich sagen mein Gegenkopf."

Feuerbach war damals noch ein junger, angehender Professor und sehr beliebt, von Allen ausgezeichnet. Sein Collegium über Criminalstrafe war das besuchteste, und eine Stunde darin die merkwürdigste, die ich überhaupt in den Collegien in Jena verlebt habe. Feuerbach's neues ganzes System lief auf eine neue Definition hinaus. Man kann wohl sagen, daß das Ganze darauf gestellt ist. Er will sie nämlich nicht nach der bisherigen Ansicht, als Abschreckungsmittel oder als moralische Vergeltung u. s. w., gelten lassen, das Straf-

gesetz soll abhalten oder abschrecken, die Strafe aber selbst nur das Strafgesetz sanctioniren und in Kraft erhalten. Es war also an sich die wichtigste Stunde, worin diese Definition in der so ernsten Lehre verhandelt wurde. Nun kam aber auch dazu noch der plötzliche momentane Ausbruch des heftigsten Gewitters, das man erleben kann, und das, versenkt in die Jena fast ganz umgebenden hohen Berge, die ganze Stunde über dauerte, um die Gemüther noch höher zu stimmen und dem Lehrgegenstand eine fast erschütternde Bedeutung zu geben.

Das Gegentheil ereignete sich in einem Collegium von A. W. Schlegel, der über die Geschichte der deutschen Poesie las. Als er nämlich in die neuere Zeit und darin zu der bekanntlich sehr zahlreichen Dichterfamilie der Schlegel kam, zu welcher er selbst gehörte, fügte er nicht allein alle Vornamen, sondern auch bei jedem den Verwandtschaftsgrad hinzu, in dem er selbst mit ihm stand, z. B. „Friedrich Wilhelm Christian Schlegel, mein Ur-Ur-Großonkel" u. s. w. Diese Verwandtschaftsbezeichnung wurde uns, jemehr sie an die Reihe kam, um so lästiger und unerträglicher. Ich setzte mich daher mit einem andern Burschen, einem Hannoveraner, vor das Katheder des Herrn Professors, Beide einander gegenüber. Sobald nun

dieser den Ur-Onkel, den Ur-Großvater u. s. w. anbringen wollte, bückten wir uns jedesmal Beide zugleich schnell unter das Pult zwischen uns, das, weil es einige Stufen erhöht war, im Angesicht des ganzen Auditoriums stand. Dadurch wurden endlich dem Herrn Enkel die Abstammungsgradmessungen abgeschreckt und abgeschnitten, sodaß er es bei den ohnehin überreichen Vornamen bewenden ließ.

Auf dem großen Stadtthurm in Jena war gegen die Spitze zu ein rundes Plätzchen um einen runden Tisch herum so her- und eingerichtet, daß sieben bis acht Personen darin sitzen konnten, um der schönen Aussicht und des trefflichen Kaffees zu genießen, womit die Frau des Thürmers die Gäste, gegen gute Bezahlung versteht sich, bewirthete.

Mit einem Dr. Heß, demselben, der in Konstantinopel und von da in der ganzen Türkei die Kuhpockenimpfung eingeführt und früher in Jena studirt hatte, machten wir eines Nachmittags eine solche Thurmtour, woran diesmal unter Andern auch Clemens Brentano und der classische Uebersetzer der italienischen Classiker, Gries aus Hamburg, mit theilnahmen.

Dr. Heß erzählte uns seine Reiseabenteuer, von denen mir eins besonders merkwürdig blieb, da es

einen damals sehr geschätzten Schriftsteller, mit dem ich in Weimar so manche interessante Stunde erlebt hatte: Friedrich Schulz, betraf, den Verfasser der so beliebten geistvollen Romane: „Der kleine Moritz", „Leopoldine", „Albertine", und mancher epochemachenden Genrebilder, unter andern der Schilderung eines polnischen Reichstags. Schulz war auch im Umgange ein sehr gewandter und geschätzter Mann, nur hatte er die sonderbare Eigenheit, wiewol noch jung, immer einen Theil des von seinem Verleger empfangenen Honorars zur Bestreitung seines Unterhalts zurückzulegen, für den Fall, daß er — wahnwitzig werden sollte, wovon er ein Vorgefühl in sich trug. Er verließ dann Weimar, weil er in keiner Stadt lange verweilen konnte, und ging nach Rußland, wo er sich in Riga eben aufhielt, als Heß durchreiste. Er habe nun, erzählte uns dieser, flüchtig von der Anwesenheit des Friedrich Schulz daselbst gehört und ihn sogleich besucht, da er ihn von früherer Zeit her kannte. Es war Mittagszeit und der Famulus, der Friedrich Schulz gewöhnlich bediente und pflegte, war gerade abwesend, das Mittagsmahl zu holen. Schulz war daher allein, und nun entspann sich ein Gespräch, das uns Heß als nicht interessant genug schildern konnte, da er während desselben nach und nach von

selbst auf den Glauben und dann zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe, wovon man ihm früher nichts gesagt hatte. Da Friedrich Schulz selbst in seinem Wahnwitz noch Anflüge genialer Ideen hatte, erweckte er in seinem Zuhörer die eigenste Spannung, die sich bis zum äußersten Grad steigerte.

Besonders regte auch Ludwig Tieck's Anwesenheit in Jena die jungen Geister an und auf, und da er schon damals mit seinen dramatischen Vorlesungen begann, und ich später auch das Vergnügen mit so vielen Andern theilte, einigen solchen Vorlesungen beizuwohnen, so sei es gestattet, hier ein paar näher zu besprechen. Noch nie hatte ich einen so geistig belebten, die Phantasie mehr anregenden Vortrag gehört als den seinigen. Hier war Alles in Fülle vorhanden, innere und äußere Mittel: ein herrliches, ausdrucksvolles, geschmeidiges Organ, Nüancirung des Tons für die verschiedenen Personen und Geschlechter, Seele im Auge, Phantasie, Charakteristik, Gewalt der Leidenschaften, tiefes Verständniß der Dichtung, Berücksichtigung des Einzelnen wie des Ganzen, seltene Ausdauer. Ein ganzes Stück ward unausgesetzt vom Anfange bis ans Ende gelesen; dem Strome zu folgen, erfoderte Kraftanstrengung von Seiten des Zuhörers. Wie Alles seine

Glanzpunkte hat, so waren es auch hier, in dem Vortrage des Calderon'schen „Das Leben ein Traum", zwei Momente, die sich noch besonders hervorhoben: die lange Eingangsrede des Königs, worin eine Klarheit der Auseinandersetzung, eine so kunstvolle Behandlung in Berücksichtigung des Periodenbaus herrschten, daß man dies Eine Stück ein Meisterstück nennen könnte; dann die von dem Dichter dicht ans Ende hin, mitten in ein Schlachtfeld gestellte Erzählung Rosaura's. Sie wurde mit einem Drang zu endigen, einer Hast, einem Gefühl der Unschicklichkeit des gewählten Zeitpunktes, einem Streben, diese auf alle Art zu mindern, vorgetragen, daß man trotz allen andern Uebelständen dieser Weise des Vortrags wegen sie eher länger als kürzer gewünscht hätte.

In der Rolle des Clarin und im Vortrag weiblicher Partien gab Tieck einen überraschenden Anklang von der Modificationsfähigkeit seiner Stimme, das Komische und Zarte auszudrücken. Ein Meisterstück anderer Art war er so gütig auf meine Bitte zu lösen, indem er den „Oedipus in Kolonos" von Sophokles nach Solger's Uebersetzung vorlas. Wie vollkommen wußte der Meister der hier noch weit schwierigern Aufgabe zu entsprechen, die handelnden Personen, die in den griechischen Tragödien mit weit geringerer In-

dividualität gezeichnet und voneinander unterschieden sind, durch Abstufung der Stimme, Erhebung und Adel des Tons u. s. w. bemerkbar zu machen! Wie trefflich war der lyrische Vortrag der Chöre bis zu den mindesten Ausrufungen und dem gewaltigsten Schrei des Schmerzes. In manchen Editionen der griechischen Trauerspiele findet man diese φεῦ, ἆ, οἴμοι, ἒἒ u. dgl. gleichsam als unnütze Zugaben eingeklammert. Hier mußte man sie vortragen hören, um zu begreifen, wie ein heftiges, angeregtes Gemüth und ein an offene Mittheilung gewöhnter Lebensverkehr nur durch diese Schmerzarbeiten von O, Ach und Weh sich Luft machen konnten. Kurz, wie gewöhnlich bei allem Trefflichen, nicht blos hohes Vergnügen, sondern auch Gewinn der Belehrung sind die dankenswerthen Resultate, wenn uns das berufene Talent seine glückliche Annäherung vergönnt.

Natürlich blieben überhaupt die Anwesenheit Tieck's, Schelling's, Schleiermacher's, der beiden Schlegel in Jena, sowie ihre und Novalis' eben erschienene Schriften, besonders das „Athenäum“, die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die „Phantasien über die Kunst“, die „Reden über die Religion“ u. s. w., nicht ohne besondere und große Einwirkung auf die studirende Jugend. Vielmehr war überall der leb=

hafteste Antheil daran unverkennbar und beseelte jeden Cirkel. Bis spät in die Nacht, oft bis zum Morgen, wurde bei Thee oder Punsch aus diesen Schriften vorgelesen und das Vorgelesene nach den damals in Schwung gekommenen Ansichten besprochen. Mir schien das Festhalten der einzelnen wichtigern Resultate in metrischer Einkleidung, besonders in Distichenform, eine dankenswerthe Aufgabe, an die ich dann immer gleich nach Verfluß solcher Conversationsstunden ging, und so entstand eine ziemliche Sammlung solcher Distichen, von welchen hier einige folgen mögen, sei es nur, um die damals üblichen Ansichten über Kunst und Leben zu bezeichnen.

Philosophisches System.

Ein System der Philosophie ist Geschichte des Geistes
Des Allwaltenden und Dessen, der denkend ihn sucht.

Philosophisches Streben.

Nie enthüllet sich ganz dem Philosophen die Weisheit;
Denn Epoche ist's nur, glaubt er am Ende zu sein.

Das Gewissen.

Der harmonische Mensch kennt keinen inneren Richter,
Richter gibt's nur, wo einen Beklagten es gibt.

Unsterblichkeit des Kunstwerks.

Nicht, daß ewig die Zeit es verschone, ist ewig das Kunstwerk,
Nein! es verfliege der Staub! Ewig nur ist es in sich.

Vervollkommnung des Menschen.

Heil dem Menschengeschlecht, wenn es der erhabenen Bildung
Gipfel erstrebte, daß nicht zur idealischen Welt
Mehr der Dichter empor sich schwingt, für sein ewiges Kunstwerk
Menschen zu schaffen, wenn schon wirklich die Welt sie ihm beut!

Vollendetes Kunstwerk.

Nie wird vollendet ein Kunstwerk; es bleibt nur ein Nähern des Höchsten!
Bietet dem endlichen Blick je sich Unendlichkeit dar?

Form und Stoff.

Nicht verschieden sind Form und Stoff, nur die Zeit der Entstehung,
Handeln im Handeln ist Form, fertiges Handeln ist Stoff.

Hermann und Dorothea.

Mehrere Wege führen zur Kunst — die reine Natur führt
Hier zum Geiste, denn sie ist auch nur Eines mit ihm.

Genuß des Kunstwerks.

Was nach ästhetischen Regeln, was Urtheil nach Generalbaß! —
Fühlet im Busen ein Herz! So nur erhebt euch die Kunst!

Das Wirkliche auf der Welt.

Wirklich ist nicht das Vergängliche, was mit den Augen wir schauen;
Wirklich bist nur du, ewige Liebe, allein!

Die Liebenden.

Psyche, die liebliche, hat sich getheilt in Jüngling und Mädchen!
Werden sie liebend vereint, kehrt in sich Psyche zurück.

Philosophie und Kunst.

In den Stoff herab sank die Gottheit. Den Menschen beglückte
Sie, zu suchen die Spur, wo sie, die Liebende, weilt.

Kunstsinn der Zeit.

Wenn die entartete Welt auch einen Heros noch zeuget —
Sehen den Menschen sie nur, Wenige ahnen den Gott!

Mythologie der Griechen.

Griechen, bei euch sah jegliches Haus harmonische Gruppen;
Menschliche Götter mit euch göttlichen Menschen im Bund.

Der Liebende.

Liebe die ganze Welt, in jedem Menschen den Bruder!
Dann besitzest du, was Philosophie uns gewährt!
Daß du als Individuum stirbst, das kümmert dich wenig;
Lebt doch in Andern dein Geist, kehret dein Staub doch zur Welt.

Der Dichter.

Nicht nach außen gehe der Dichter; er stelle, was in ihm
Waltet, uns dar, denn so ist er poetisch allein.

Tonkunst.

Weil sie bedeutungslos so und allgemein zu dem Herzen
Strömt, ist mir die Kunst schwebender Töne so werth!
Dichtkunst und Malerei umschränken genauer die Freiheit,
Jene bestimmend im Wort, diese durch Umriß im Raum.

Geschichte.

Nur die Geschichte der Kunst und Philosophie ist der Menschheit
Wahre Geschichte; der Mensch lebet in ihnen allein!
So ist das Buch der Geschichte nur Denkmal ewiger Thaten!
Doch auch das Denkmal selbst trage des Ewigen Spur.

Philosophie und Kunst.

Philosophisches Streben bezweckt die Welt zu vernichten;
Doch der Künstler senkt mild sich zur Erde herab.

Der transscendente Philosoph.

Wollte thöricht der Mensch sich über die Freiheit erheben,
Müßt' er treten empor über den eigenen Kopf.

Bestimmung des Menschen.

Blinde Menschen! O höret sie doch, die Stimme der Wahrheit!
Habet und handelt doch weniger! Seid, was ihr sollt!
Seid ihr nicht schon hier unsterblich in euerem Herzen,
Kann Unsterblichkeit drüben euch reichen den Kranz? —

„Hamlet“ von Shakspeare.

Sehet, da tritt er einher, der Geist des erhabenen Königs,
Was sie sich mühen, umsonst! Nimmer erreicht ihn der Speer!
So auch der Geist, der im Ganzen weht! — Was immer sie trachten —
Faßt doch ein endliches Wort nicht den unendlichen Sinn!

Mozart und Gluck.

Mozart erreget in uns die ganze Schar der Gefühle —
Gluck erhöht sie in Eins! Wer ist der größere Mann?

Es bleibt mir hier zum guten Schluß dieser Abtheilung, wiewol der Zeit zuvoreilend, noch übrig, eines Ereignisses der seltsamsten Art, jedoch von besonderm Interesse, das ich erlebte, Erwähnung zu thun, da es zugleich der Personen wegen merkwürdig wird,

die darin verflochten sind. Die Mittheilung wird aber auch so schwierig und erfodert so viel Behutsamkeit in der Wahl der Darstellung, daß es am leichtesten, auch wol am schicklichsten ist, die Thatsachen etwas mystisch einzukleiden und den aufmerksamen Leser den eigentlichen Gang und Bestand der Sache mehr errathen zu lassen, als ihn geradeheraus davon in Kenntniß zu setzen.

Kurz nach diesem Erlebniß hatte ich Gelegenheit, eine andere Bekanntschaft oder vielmehr Erfahrung zu machen, die ganz verschiedene Lebenswege und Charaktere zeigte und die mir dieses Contrastes wegen das Andenken an jene um so pikanter machte. Die letztere gebe ich hier voraus; der Eindruck jener wird gegen sie sich um so eindringlicher heben. Beide dem Leben entnommen, ergänzen einander von entgegengesetzten Seiten. Gehört die Figur der ersten einem niedern Stande an, so hält die andere sich desto höher; denn sie betrifft einen jungen Mann, welcher der haute volée, und einen ältern, welcher den geistig gebildeten Ständen, ja einem Stande angehört, an den man in Hinsicht der Bildung die höchsten Ansprüche zu machen das Recht hat. Wird in der ersten die schlichte Gesinnung vielleicht nur mit Achselzucken von uns aufgenommen, so entschädigt die zweite umsomehr durch geistiges Raffine-

ment, durch geniale Züge und findet in dieser schlauen Speculationszeit umsomehr Anklang und Antheil. Ist die eine aus England genommen, wo Reichthümer in Fülle an Gold und Kostbarkeiten den strebenden Glücksritter verführen und belohnen könnten, so stammt die zweite aus Deutschland, wo sich nur zu gerechte Ursache darbietet, mit Wenigem zufrieden zu sein.

Als ich einmal eines Geschäfts wegen mich mehre Tage in einer deutschen Seestadt aufhalten mußte, wo eben ein sehr bescheidenes Schiffchen seine nicht viel prätendirenden Passagiere zu einem Rasttag ausgeladen hatte, ging ich mit einem Engländer, den ich noch von Mounier's Institut in meines Vaters Haus her kannte, nach dem Thore zu, wo wir einem armen Kerl begegneten, den der Engländer von London aus kannte. Er trug eine Matrosenjacke, ging auf einem hölzernen Bein und bettelte am Thorweg. Der Engländer, der ihn früher als redlichen, fleißigen Burschen hatte loben hören, war neugierig zu erfahren, was ihn zu seiner gegenwärtigen Lage gebracht haben konnte. Nachdem er ihm daher etwas Angemessenes gegeben hatte, äußerte er den Wunsch zu hören, auf welche Weise jener in sein jetziges Unglück gerathen sei. Der Invalid, denn das war er jetzt, obgleich er ein Matrosenkleid trug, setzte sich, indem

er sich hinter den Ohren kratzte und seine Krücke anlehnte, in Positur, die Bitte zu erfüllen. Er erzählte uns seine Geschichte, wie folgt:

„Was mein Unglück betrifft, lieber Herr, so kann ich eben nicht sagen, daß ich viel mehr erlitten hätte als andere Leute. Denn außer daß ich mein Bein verloren habe und zu betteln genöthigt bin, hätt' ich, dem Himmel sei Dank, gerade keine große Ursache, mich zu beklagen. Da ist der Bill Tipps bei unserm Regiment, er hat beide Beine und ein Auge dazu verloren. Doch Gott sei Dank, so schlimm steht's mit mir nicht.

Ich bin in Shropshire geboren.

Mein Vater war ein Tagelöhner und starb, als ich fünf Jahre alt war, und so sollt' ich denn zu einem Kirchspiel eingepfarrt werden. Da mein Vater aber ein herumwanderndes Leben geführt hatte, so konnten die Pfarrkinder nicht sagen, zu welchem Kirchspiel ich eigentlich gehörte oder wo ich geboren wäre; sie schickten mich daher zu einem andern Kirchspiel und dies wieder zu einem dritten. Ich dachte bei mir selbst, sie schicken dich so lange herum, daß sie dich am Ende in gar keinem Kirchspiel geboren sein lassen. Endlich aber brachten sie mich doch unter. Ich hätte wol Lust gehabt, in die Schule zu gehen und wenigstens lesen

und schreiben zu lernen. Doch der Vorsteher des Arbeitshauses stellte mich gleich bei der Arbeit an, wie ich nur einen Schlägel führen konnte. Und so lebt' ich denn fünf Jahre lang ein recht leidliches Leben. Ich brauchte nur zehn Stunden des Tags zu arbeiten und ward dafür mit Essen und Trinken versorgt. Es ist zwar wahr, ich durfte nicht aus dem Hause gehen, denn sie fürchteten, ich möchte davonlaufen; doch was war's weiter, ich hatte doch die Freiheit, im ganzen Hause und im Hofe herumzugehen, und das war ja genug für mich. Dann wurde ich zu einem Pächter gethan, wo ich früh und spät auf sein mußte; doch ich aß und trank gut und hatte mein Geschäft gern. Da starb er und ich mußte nun für mich selbst sorgen. Ich machte mich also auf, um mein Glück zu suchen.

So ging ich denn von Stadt zu Stadt, arbeitete, wenn ich eine Arbeit fand, und hungerte, wenn ich keine finden konnte. Einmal geh' ich von ungefähr durch ein Feld, das dem Friedensrichter gehörte. Da seh' ich einen Hasen vor mir über den Weg laufen und, der Teufel muß mir's eingegeben haben, werfe meinen Stecken nach ihm. Nun gut! Und was weiter? Ich hatte den Hasen richtig todtgeschlagen und wollt' ihn eben wegbringen, als der Friedensrichter

mir begegnete. Er schalt mich einen Wilddieb, einen Buben, packte mich beim Kragen und verlangte, ich sollte mich ausweisen. Ich fiel auf meine Knie nieder, bat Seine Gestrengen um Vergebung und bekannte Alles, was ich von meiner Geburt und von meinem Herkommen wußte; aber obgleich ich ihm ganz aufrichtig Rechenschaft über mich gegeben hatte, so meinte doch der Richter, ich könne keine geben. Ich wurde vorgefodert. Man fand, daß ich arm wäre, und schickte mich nach Newgate, um als Vagabund transportirt zu werden. Man mag von Gefängnissen sagen, was man will, aber was mich betrifft, Newgate war mir ein so lieber Ort als irgendeiner, worin ich in meinem Leben gewesen war. Ich hatte mein Essen und Trinken und brauchte nicht zu arbeiten.

Dies Leben war jedoch am Ende zu gut für mich. So wurde ich denn nach fünf Monaten aus dem Gefängniß genommen, auf ein Schiff gebracht und mit noch 200 Andern zu den Colonien fortgeschickt. Wir hatten noch so eine passable Ueberfahrt; da wir aber Alle in dem Kielraum eingesperrt waren, so starben freilich 100 von unsern Leuten aus Mangel an freier Luft, und mit uns Andern, Gott weiß es! stand es auch nicht am besten. Wie wir ans Land kamen, wurden wir den Pflanzern verkauft und so war ich

für sieben Jahre fest. Leider hatte ich keine Schule, denn ich konnte weder lesen noch schreiben, und mußte also unter Negern arbeiten. Doch diente ich meine Zeit aus, wie es meine Schuldigkeit war. Als aber meine Zeit vorüber war, machte ich mich wieder auf den Weg nach Hause und war heilfroh, als ich Altengland wiedersah; denn ich liebte mein Vaterland. Dennoch war ich in Furcht, ich könnte noch ein mal als Vagabund verwiesen werden; ich hielt mich daher um die Stadt herum auf und verrichtete kleine Frohndienste, wenn ich welche finden konnte.

So war ich denn für einige Zeit recht glücklich, als mich eines Abends, wie ich von der Arbeit kam, zwei Männer niederwarfen und anhielten — denn sie gehörten zu den Werbern. Nun wurde ich vor den Richter geführt, und da ich wieder keinen rechten Ausweis über mich geben konnte, wurde mir die Wahl gelassen, ob ich als ein Kriegsmann an Bord gehen oder als Soldat eingeschrieben werden sollte. Ich ergriff das letztere, machte zwei Campagnen mit und erhielt blos eine Wunde hier in der Brust, von der mich aber unser Regimentsarzt glücklich heilte. Wie Friede ward, wurde ich wieder entlassen, und da ich nicht arbeiten konnte — denn meine Wunde schmerzte mich doch manchmal gewaltig — ging ich in Dienst zur

Ostindischen Compagnie. In sechs tüchtigen Schlachten hab' ich gegen die Franzosen mitgefochten, und ich glaube gewiß, unser Hauptmann hätte mich zum Unteroffizier gemacht, wenn ich nur hätte lesen und schreiben können; doch ich sollte nun einmal nicht das Glück haben, befördert zu werden, denn ich wurde auch krank und erhielt somit die Erlaubniß, wieder nach Hause zu gehen, mit 40 Pfund in meiner Tasche.

Das war zu Anfang des jetzigen Kriegs, und ich hoffte wieder ans Land zu kommen und mein Geld zu einem Geschäft zu verwenden. Aber da brauchte die Regierung Leute. Ich wurde zum Matrosen weggenommen, bevor ich noch den Fuß ans Ufer gesetzt hatte, wiewol ich damals vom Seewesen gar nichts verstand. Der Hochbootsmann fand in mir, wie er sagte, einen halsstarrigen Menschen und schwur darauf, daß ich meine Sachen verstände und daß ich nur so linkisch thäte, um müßig zu gehen. Doch, Gott weiß es, ich verstand nun einmal nichts davon. Er schlug mich demnach, ohne zu bedenken, was er that. Indessen hatt' ich doch meine 40 Pfund, und das war mein Trost, mocht' er mich auch schlagen. Ich hätte mein Geld auch noch bis heute, aber unser Schiff wurde von den Franzosen genommen und so verlor ich mein — ganzes Umundauf für diese Welt.

Wir wurden nun Alle nach Brest gebracht und eine Menge von uns starben dort, denn sie konnten das Leben in einem Gefängniß nicht vertragen; aber ich war glücklicher, mir machte das nichts, denn ich war daran gewöhnt. Eines Tages, es war schon finster und ich war auf der Pritsche eingeschlafen, mit meiner wollenen Decke zugedeckt — denn ich liebte es von jeher, gut zu liegen — wurde ich vom Hochbootsmann aufgeweckt; er trug eine Blendlaterne in der Hand. «Jack», sagte er zu mir, «willst du mithalten? Wir wollen den französischen Schildwachen den Garaus machen.» «I nu, wenn's sein muß», sag' ich und wisch' mir den Schlaf aus den Augen, «da biet' ich schon die Hand dazu.» «Nun, so folge mir», antwortete er, «ich hoffe, wir werden gute Geschäfte machen.» Da macht' ich mich auf, band meine wollene Decke um die Mitte, denn das war Alles, was ich an Kleidern hatte, und ging mit ihm, die Franzosen todtzuschlagen; denn ich hasse die Franzosen, weil sie alle Sklaven sind und hölzerne Schuhe tragen.

Zwar hatten wir keine Waffen; doch ein Engländer ist im Stande, es zu jeder Zeit mit fünf Franzosen aufzunehmen. Wir stiegen also nieder zu der Thüre, wo die zwei Schildwachen standen, stürzten auf sie hin und ergriffen in einem Augenblick ihre

Waffen, mit denen wir sie niederschlugen. Darauf liefen wir, neun Mann stark, auf den Damm, bemächtigten uns des ersten besten Bootes, verließen den Hafen und gingen zur See. Da waren wir noch nicht drei Tage, als wir von einem englischen Kaper genommen wurden, der froh war, so viel gute Hände erbeutet zu haben. Wir wollten nun unser Glück von neuem versuchen. Leider hatten wir uns zu große Hoffnung gemacht; denn an dem Tage kamen wir mit einem französischen Kaper von 40 Kanonen zusammen, während wir nur 25 hatten. Doch gingen wir in Gottes Namen darauf zu, Mann gegen Mann. Das Treffen dauerte bei drei Stunden, und ich glaube gewiß, wir hätten den Franzosenkaper genommen, wenn wir nur noch ein paar Mann hinter uns gehabt hätten; doch unglücklicherweise verloren wir fast alle unsere Leute, wie wir den Sieg davontragen sollten. — So war ich denn wieder in der Gewalt der Franzosen, und ich glaube, es wäre mir hart ergangen, wenn ich nach Brest zurückgebracht worden wäre. — Zum Glück aber wurden wir von der «Viper» genommen. Hätt' ich doch bald vergessen, Euch zu sagen, daß ich in diesem Gefecht an zwei Orten verwundet wurde. Ich verlor vier Finger der rechten Hand und mein Bein wurde mir abgeschossen. Hätt' ich nun

das Glück gehabt, mein Bein und den Gebrauch der Hand auf einem königlichen Schiff zu verlieren und nicht auf einem Kaperschiff, so hätt' ich meine Kleidung und meinen Unterhalt für meine ganze Lebenszeit gehabt; doch so glücklich sollt' ich nun einmal nicht sein! Einer wird geboren mit einem silbernen Löffel im Maul, der Andere mit einem hölzernen Kochlöffel! Was will ich aber mehr! Gott sei gelobt, ich bin gesund und liebe die Freiheit und Altengland für immer! Ja Freiheit und Altengland für immer! Hurrah!"

So rief er und hinkte fort, indem er mich in Bewunderung seiner Herzhaftigkeit und Zufriedenheit zurückließ. Ich konnte nicht umhin, die Wahrheit anzuerkennen, daß eine angewohnte Bekanntschaft mit dem Elend besser dazu diene, es verachten zu lernen, als alle unsere Philosophie! — Doch nun zu unserm

Glücksritter — oder Ränkeschmied?

(Von beiden jedoch in jedem Fall einem der ersten.)

In den ersten Jahren des jetzigen Säculum kommt ein junger Mann von 16—17 Jahren mit einer ältern Frau, die er seine Mutter nennt, in einer großen deutschen Residenz, um es gerade herauszusagen, in Wien an. Sie scheinen sich daselbst niederlassen zu wollen; doch an großen Einkünften wird wol die Stadt dadurch nicht reicher werden, denn offenbar

sind beide, obgleich, das sieht man wohl, von vornehmer Herkunft, doch arm und dürftig. Indessen wirft der junge Mensch sogleich seine Blicke überall umher und drängt sich an manches Verhältniß heran. Er mag wol darauf ausgehen, in dieser Stadt sein Glück zu machen und die Gelegenheit dazu aufzusuchen.

Ein halbes Jahr darauf erscheint auf einem Maskenball derselben Stadt eine kostbare spanische Maske in Flor und Seide, mit Mantel, Collet, Krause — den Hals, die Brust offen, einen Aufsatz auf dem Kopf von goldgestickter Gaze mit blauen und rothen Federn. Alles weiblich und weibisch an ihr, Gang und Haltung, Gestalt und Manieren, Brust und sogar das Becken; auch die Sprache fein und geziert. Wie sie damit kokettirt, umschwärmt von Männern und Frauen, die sie staunend anblicken! Ist es ein Mann, ist es ein Frauenzimmer? Ist es gar der mystische Ritter d'Eon, von den Todten auferstanden oder — wie St.-Germain — in ewiger Jugend fortlebend? Wahrhaftig, ja! es ist derselbe junge Mensch, der vor kurzem hier ankam. Ja! er ist's. Und gewiß ist dann auch die Rittermaske neben ihm der junge Pole, den er vermocht hat, seiner Offizierstelle zu entsagen und zu ihm als Gesellschafter einzutreten. Er hat ihn, so sagt man, dafür mit einer öffentlichen Obligation

von 10,000 Francs und dem Versprechen entschädigt, daß dieser noch mehr Summen der Art folgen sollten. Aber wie kommt er zu diesem Aufwand, zu diesem Reichthum? Wenn nur der Aufschluß darüber das Räthsel nicht noch mehr verwirrt und erschwert, Zweifel und Erstaunen nicht noch erhöht und vergrößert, statt zu heben und zu beschwichtigen! — Die Ursache dieser plötzlichen Verwandelung nämlich ist — ja, wie soll ich sagen? — keine andere, als daß der junge Mann bei einem berühmten Mann hier, der zugleich Beamter ist, eine Adresse abgegeben hat. Seit diesem Zeitpunkt nimmt man die augenscheinlich noch täglich zunehmenden Veränderungen an ihm und um ihn wahr. So war der Mann vielleicht ein Bankier und seines Reichthums wegen berühmt? Die Adresse vielleicht ein Wechsel, eine Anweisung auf große Summen? Nichts von allem Diesem, und doch sieht man den jungen Mann von jenem Zeitpunkt an täglich immer größern Aufwand machen. So hat er vielleicht eine Schwäche des berühmten Mannes zu benutzen gewußt? Wol möglich, und so glaubten im Anfange auch Alle unbedingt; doch jetzt erfährt man, daß der junge Mann zum einzigen Erben eines sehr reichen, alten, kinderlosen Grafen B—z in U. ernannt worden sei, der, schwach und kränklich, ihm bald sein ganzes

ungeheueres Vermögen nachlassen wird. Von diesem Grafen also stammt das Geld her, womit der junge Mann so großen Aufwand macht? Wol kaum! Denn der Graf hat den seinem hohen Alter beizulegenden Eigensinn, vor seinem Tode nicht das Mindeste aus den Händen zu geben. Es fließt also aus der Kasse des berühmten Mannes? Es scheint so, da ihn der junge Mann jetzt immer und, wie man wahrnimmt, freundlich, ja zärtlich dankbar umgibt. So wagt jener doch wenigstens nichts, wenn er mit Credit und Vermögen den jungen reichen Erben unterstützt? Vielleicht gar Sache seiner Speculation? Nicht wahrscheinlich, wenigstens vielleicht nur zum Theil wahr. Doch fassen wir das Verhältniß genau ins Auge, verfolgen wir es — seinem Laufe nach — aufmerksam.

Der Aufwand des jungen Mannes steigt. Er hält Equipage, einen Jäger, Bediente. Es kommen Contos zu zahlen, wenigstens zu verbürgen, Wechsel zu acceptiren. Der berühmte Mann scheint unruhig, besorgt zu werden. Doch da schreibt ihm der alte kranke Graf selbst mit zitternder Hand und bittet ihn, sich des jungen Mannes anzunehmen. Bald darauf ernennt er ihn sogar zum Vormund des jungen Mannes und zum Testamentsvollstrecker. Auf diese Weise hat er also dann das Vermögen in Händen. Eine Menge

Zweifel sind dadurch beschwichtigt, aber auch eine Menge neuer Anfoderungen neuer Gläubiger stellen sich ein.

Der junge Mann tractirt seine Freunde splendid. Je mehr Summen erfodert werden und je höher demzufolge die Unruhe, die Besorgniß des berühmten Mannes steigt, je mehr sieht man den jungen in seiner Nähe, um ihn bemüht und liebevoll besorgt; er widmet ihm oft Stunden, oft ganze Abende und scheint ihn durch Willfährigkeit und Schmeicheleien zu begütigen und festzuhalten; doch auch dies will nicht mehr ausreichen.

Da — zur rechten Zeit — verschlimmert sich die Krankheit des alten Grafen, und die alte Gräfin selbst, die Altmutter des Geschlechts, früher geschätzte Hofdame der Monarchin, schreibt an den berühmten Mann und gibt zugleich ihre volle Zustimmung zu dem Arrangement zum Besten des jungen Mannes. Neuer, immer weiter ausgreifender Aufwand von dieser Seite. Casinos, Bälle, Redouten, Spielpartien kommen an die Tagesordnung, damit aber auch neue Schulden, neue Contos, neue Wechsel, die dem berühmten Mann zur Last fallen, nicht ohne dessen Verlegenheit und Besorgnisse zu vermehren.

Die Besuche des jungen Mannes verdoppeln sich bei ihm und somit wol auch dessen zärtliche Bemühun-

gen. Woher soll aber der berühmte Mann die Mittel endlich nehmen? Wie lange wird die qualvolle Ungewißheit dauern? — Da, zu seinem Trost, empfängt er die Testamentsabschrift selbst vom gräflichen Herrn Amtmann, der zugleich eine sehr zierliche, juristisch begründete Deduction dazu folgen läßt, wiewol in altherkömmlichem, steifem, dem berühmten Mann zuweilen ein Lächeln entlockendem Kanzleistil.

Zum Ueberfluß gibt auch noch der gräfliche Kaplan schriftlich seinen Sermon dazu, mit der betrübenden Nachricht, daß leider! nach dem Ausspruch der Aerzte das letzte Stündlein des alten Grafen nicht mehr fern sei. Jeden Augenblick komme der altergeschwächte Herr seiner Auflösung immer näher. Neue Aussichten also, neuer Trost, neue Hoffnungen baldiger Erlösung, doch auch neue Zumuthungen, neue, immer größere Verlegenheiten.

Der junge Mann muß doch auf dem angemessenen anständigen Fuß eines so reichen Erben leben! Der berühmte Mann selbst kann nichts dagegen einwenden. Einige Wochen verfließen auf diese Weise. Ausgewählte Vergnügungsorte kommen an die Reihe, nahe Bäder werden besucht.

Aber auch der junge Pole, der Gesellschafter des jungen Mannes, wird schwierig. Auch ihm scheint

bange zu werden; doch eine neue öffentliche Obligation von 6000 Gulden, die ihm der junge Mann nebst neuen Versprechungen auf sehr einnehmende Weise großmüthig übergibt, beschwichtigt Alles, und der Pole ist wieder zufrieden. Nicht so der berühmte Mann. Er erklärt fest, nichts mehr verbürgen, nichts mehr zahlen zu können und zu wollen, zumal da ihn auch der junge Mann etwas zu vernachlässigen scheint; denn er kommt seltener, ist oft nicht anwesend in der Stadt. Da — Allen ganz gelegen — stirbt der alte Graf. Die Nachricht davon gelangt schriftlich in die Hände des Vormundes und den zweiten Tag darauf sieht die ganze Stadt mit Erbauung den reichen Erben in der etikettemäßigen tiefsten Trauer. Kein anderer Faden als schwarze grobe Wolle erscheint an ihm vom Kragen herab bis zu den Strümpfen. Auch seine Miene trägt das Gepräge anständig tiefer Trauer.

Indessen noch immer kein klingender Trost, kein Ersatz, kein Geld trifft ein für den berühmten Mann, und doch muß sich der junge Mann durch neue Vergnügungen und Gastgelage, die er seinen Freunden gibt, die Trauer aus dem Sinn zu schlagen suchen!

Aber der berühmte Mann scheint diesmal unerbittlich, so sehr ihm der junge Mann die Cour machen und ihm zu Willen sein mag. Schon sind alle Kas-

sen, alle Vorräthe erschöpft; auch der Wille scheint erschöpft zu sein, und wenn nicht ein Wunder geschieht, wer weiß, ob es dem jungen Mann trotz aller so nahen goldenen Aussichten gelingen wird, für seine Zwecke Rath zu schaffen.

Und siehe da! Das Wunder, der deus ex machina erscheint; denn der junge Mann bringt die höchst erfreuliche Nachricht mit sich, und bald erhält auch der berühmte Mann die schriftliche Bestätigung, daß die Monarchin selbst, aus gnädigster besonderer Rücksicht für die alte Gräfin, geruhen wolle, die Obervormundschaft in der gräflichen Erbschaftsangelegenheit zu übernehmen, und zugleich wird dem jungen Mann das seltene Glück zutheil, zu einer allerhöchsten Privataudienz zugelassen zu werden. Schon ist der nächste Sonnabend dazu bestimmt.

Da nun auch der junge Mann dem berühmten fast nicht mehr von der Seite weicht, ja traulich und zärtlich schmeichelnd alle seine Wünsche erfüllt, so kommen endlich neue Gelder in Fluß, neue Wechsel zur Acceptation.

Am Tage der Audienz dringt der junge Bezaubernde mit unabweisbaren Zureden und Bitten so lange in den berühmten Mann, bis dieser zusagt, ihn zur Audienz in das Schloß zu begleiten. Es wird also beschlossen, daß er mitfahren und im Schloßhof

so lange im Wagen warten soll, bis der junge Mann von der Audienz zurückkommt.

Sie dauert lange, diese Audienz. Beinahe anderthalb Stunden sind vorüber und schon beginnt der berühmte Mann ungeduldig zu werden in seinem Wagen. Doch desto freudiger wird er von dem höchst erfreulichen Rapport überrascht, den der junge Mann bei seiner Zurückkunft abstattet. Die Monarchin konnte nicht gnädiger sein. Auch von dem berühmten Mann war die Rede, und zwar mit höchst gnädigen Berücksichtigungen und Ausdrücken.

Kurz, schöner und befriedigender konnte sich kein Knoten lösen, keine Hoffnung bestätigen, zumal da auch den Tag darauf beträchtliche Geldsendungen von dem Herrn Amtmann als nahe bevorstehend dem berühmten Mann angezeigt werden. Was noch an Freuden und Schwelgereien zu genießen war, wurde in diesen Tagen genossen, wenn auch neue Contos und Wechsel präsentirt wurden. Kommt doch endlich morgen der angekündigte erste Geldtransport!

Indessen der morgende Tag kommt und geht, doch der tönende und glänzende Gefährte, der in seinem Geleite mitkommen soll, bleibt aus! — So vergehen noch einige Tage in banger Erwartung, Angst und Qual — nirgends ein aufheiternder Sonnenblick! —

Der berühmte Mann will jetzt unaufhaltsam selbst zur alten Gräfin reisen. Schon ist der Tag anberaumt. Eine zweite Audienz bei der Monarchin, ganz in derselben Weise wie die erste, und ein zweiter Brief des Amtmanns mit Entschuldigungen wegen der verzögerten Sendung und dem Versprechen, daß sie in wenigen Tagen nachfolgen werde, veranlassen wol noch einen kleinen Aufschub; doch da wieder kein Geld anlangt, wird auf Ende der Woche die Abreise unabänderlich festgesetzt, und nun nimmt man auch an dem jungen Mann eine ungewöhnliche Unruhe und Betriebsamkeit wahr. Die werthvollen Effecten werden heimlich eingepackt, der Schmied, der Wagner müssen eiligst den Reisewagen untersuchen und in gehörigen Stand setzen. Kurz, Alles kündet eine längere Reise an, die aber so geheim als möglich gehalten wird. Nur der treue Jäger, der sich in das Vertrauen seines jungen Herrn zu setzen gewußt hat, weiß davon; durch ihn, der jetzt am meisten um ihn beschäftigt ist, werden Reisepaß und Postpferde besorgt. Früh um fünf Uhr ist Alles zur glücklichen Abfahrt bereit, und schon setzt der junge Mann mit sichtlich erleichtertem Herzen seinen Fuß in den Wagentritt, um sich hineinzuschwingen, da ruft der Jäger ihm zu: „Halt! mein Herr!“ — „Der bin ich!“ — „Nur

bis heute!" — „Was soll das?" — „Wird Ihnen bald genug klar werden! Im Namen der Polizei sind Sie mein Arrestant! Herbei, ihr Leute!" Drei andere Männer, bisher im Hause versteckt, springen hervor, reißen den jungen Menschen, da er sich widersetzen will, vom Kutschenschlag herab und führen ihn in ihrer Mitte fort zur Behörde. Dort, bei dem Protokoll, kommt es nach vielen vorhergegangenen Winkelzügen, Absprüngen, Ableugnungen des jungen Mannes zutage, was die Polizei schon lange im Dunkeln verfolgt hatte. Alles, was seit länger als anderthalb Jahren geschehen ist, ist Mystification, Spiegelfechterei, frecher Betrug des jungen Menschen. Er hat dem berühmten Mann eine mehr als große Schwäche, ja die man hier gar nicht für denkbar erachten sollte, zu seinem schnöden Vortheil abzugewinnen gewußt und seinen Plan, sich dessen Vermögen und Credit zuzuwenden, um auf großem Fuß leben zu können, darauf gebaut. Das Wielange? war freilich sein geringster Kummer. Die Erbschaft mit Allem, was darum und daran, ist vorgespiegelt; alle Briefe sind mit einer Virtuosität in Beobachtung der verschiedenen Handschriften und Charaktere, die in Erstaunen setzt, von dem jungen Mann selbst verfaßt und geschrieben, sowie alle mit seltenem Scharfsinn entwor-

fenen Deductionen und Acten; alle Wechsel und Obligationen, die er verschenkt und ausgegeben hat, sind von ihm verfälscht; die Obervormundschaft, die Audienzen List und Betrug. Während der berühmte Mann unten im Wagen wartete, ging der junge Mann durch eine Hinterthür ins Freie und stundenlang hinter dem Schloß spazieren, von wo er dann auf demselben Weg zurückkam.

Zehn vollkommen charakteristische Handschriften sind von ihm mit der größten Consequenz durchgeführt worden. *)

Kurz, ein Ausbund von Schlauheit und Raffinement, ein Genie von Mystification offenbart sich mit jeder neuen Seite des Protokolls mehr und mehr. Wehe dem berühmten Mann, daß er Gegenstand derselben geworden ist! Die Strafe des jungen Men-

*) Erzähler dieses selbst begab sich auf Freundes Bitten und auch wol nebenher aus Neugierde mit einem Wechsel zur Mutter des jungen Grafen, um sie zu fragen, ob die Unterschrift die ihrige sei, und ihn dann acceptiren zu lassen. Sie nannte sich Gräfin; ihr Familienname war ein spanischer, wie man auch ihre Handschrift spanisch nennen konnte, so sonderbar und eigenthümlich war sie. Die Mutter gab zwar zu, daß es Strich für Strich ihre Handschrift sei, versicherte aber, daß sie keines der Worte geschrieben habe und daß sie vom ganzen Wechsel durchaus nichts wisse. Sie betrachtete die Sache überhaupt als eine ihr ganz fremde und ließ nicht den mindesten Antheil blicken.

schen? — Daß er jung ist, gereicht ihm zum Glück. Noch unmündig, konnte die ganze Strafe des Gesetzes nicht gegen ihn angewendet werden. Der Verhöre wegen ward er lange im Gefängniß zurückgehalten und dann als Praktikant zu einem Advocaten aufs Land gegeben, wo er jedoch bald entwischte. Einem spätern Gerüchte zufolge verleitete ihn sein böser Stern, sein Mystificationstalent auch in Frankreich und zwar höchsten Orts zu versuchen. Ein übles Wagstück! Tod auf den Galeeren strafte ihn dafür! Sein Name? — war der eines gepriesenen Staatsmannes aus der damaligen Zeit: Graf Hardenberg.

Der berühmte Düpirte? Er war von dem Ausgange der Sache mehr überrascht (und hoffentlich auch mehr beschämt) als die ganze Stadt, hatte sein Vermögen dabei zugesetzt und sich eine große Schuldenlast zugezogen, sah sich in endlose gerichtliche Untersuchungen, Gläubigeransprüche und Processe verflochten und endlich sogar gezwungen, Amt und Stadt zu verlassen.

Sein Name? — war ein unter den Deutschen sehr verbreiteter Name, wie z. B. Müller, Weber ꝛc., der zugleich — gedruckt jedoch immer in Begleitung seines Vornamens Johannes — auch einem im Anfang dieses Jahrhunderts sehr geschätzten und gepriesenen, ja berühmten Geschichtschreiber angehört!

Zweite Abtheilung.

Aus dem Theaterleben.

Die einzig wahre und einzig förderndе Methode, seinen Geist jung zu erhalten, scheint uns allein das Vermögen, sich die Stimmungen, sogar die Irrungen, Halbheiten und Träumereien seiner Jugend wieder wie ganz gegenwärtig zurückzurufen. Die erste Freundschaft, die erste Liebe, die erste Ausfahrt in die Welt müssen wir uns mit allen ihren später erkannten Unzulänglichkeiten heraufbeschwören können, und in den Schauern und Wonnen, die dann süß-wehmuthsvoll den Geist überrieseln, liegt jene ewige Zaubergewalt der immer originellen Anregung, die wir im Alter vergebens in äußern Hülfsmitteln suchen.

Karl Gutzkow
(„Unterhaltungen am häuslichen Herd").

Neumann's Christel und eine Düte mit Zuckerwerk — mit diesen beiden heterogenen Gegenständen beginnen meine Theatererinnerungen aus Weimar. Von beiden ist jedoch die erste die bei weitem schönste Erinnerung. — Es war die liebenswürdige, in früher Jugendblüte dahingeraffte Schauspielerin, die Goethe unter dem Namen Euphrosyne in seinen Gedichten verewigt, der er auch das einfache, aber sinnige Denkmal im Park von Weimar jenseit der Ilm gesetzt hat. Ihr Arthur im „Leben und Tod König Johann's", ihr Schlorum in Beil's „Schauspielerschule" haben sich meinem, wiewol damals noch ganz jugendlichen Gedächtniß für die Lebenszeit eingeprägt. Die leiseste Erregbarkeit, mit dem regsten Eifer und Fleiß, die ätherisch holdeste Gestalt mit dem klangvoll zartesten Organ, das ausdrucksvollste Spiel mit tiefster Empfindung gepaart, erhoben sie zur anmuthigsten Erscheinung, die Auge und Herz immer zugleich erfreute.

Sie war die Erste, die ich als Opfer der Liebe zur Darstellung auf dem Theater dahinsinken sah. Ihr Andenken wurde später wehmüthig in mir erneuert, bei dem Tod der Schauspielerinnen Sophie Müller, Karoline Krüger und Elise Lenz, die einem gleichen Loos erlagen. Sie alle hatten die theatralische Laufbahn mit ebenso viel Liebe und Eifer als Beruf und Talent betreten, und diese, die undankbare, lohnte ihnen dafür mit frühem Tod. Elise Lenz ist zwar minder bekannt als die beiden Ersten; allein das harte Geschick, in Verbindung mit ihrer zarten Constitution, vergönnte ihr auch nur zwei Jahre die steile Bahn zu wandeln — da endete der Tod ihr Leben und Kunststreben; sonst wäre sie gewiß auch zum glänzendsten Ziele vorgedrungen.

Die Zuckerdüte ward mir von hochverehrter Hand zutheil. Bei dem Privattheater der Herzogin Amalie in Weimar, bei dem auch Goethe mitwirkte und sich besonders auch der weibliche Theil der kleinen Gesellschaft auszeichnete, sowol in den jugendlichen als auch in den alten chargirten Rollen, unterstützt von sorgfältigst gewähltem Costüm, war ich zuweilen als Kind mit verwendet worden. Es ist mir aber von keiner andern Vorstellung eine deutliche Spur zurückgeblieben als von der letzten, wo ich in

einem französischen Lustspiel als kleiner Jockey in einem Lila-Jäckchen mit silbernen Epauletten, das man ganz allerliebst fand, schon einige größere Reden zu sprechen hatte. Die eine davon hieß: „Voilà une lettre de la part de la Baronne de St.-Phare, et l'on attend la réponse.“ — Außerdem aber erinnere ich mich vorzüglich noch, daß mich nach dem Schluß des Stücks die so allgemein hochverehrte Herzogin Amalie zu sich rufen ließ, mir die Wange streichelte, mich lobte, daß ich meine Sachen gut gemacht hätte, und dann mit der Zuckerdüte beschenkt gnädigst entließ. Wer war froher als ich!

Jetzt aber kam das Lernen in den Schulen an die Reihe, und das Theater trat insoweit in den Hintergrund zurück, daß mir nur zuweilen noch der Besuch der Vorstellungen Iffland'scher Stücke vergönnt war, wobei ich jedoch offenherzig bekennen will, daß auch mancher unerlaubte mit unterlief. Mit einer ziemlichen Portion Phantasie von Jugend auf begabt, drängte es mich gewaltsam vor den magischen Vorhang hin, der so viel Ueberraschendes, Heimliches und Ergreifendes verbarg. Die Iffland'schen Stücke wurden damals der moralischen Grundsätze und Tendenz wegen, die sie enthielten, von Aeltern und Lehrern empfohlen und in Ehren gehalten. Gewiß ist auch,

daß ich wenigstens mir selbst nirgends anderswo das heilige Versprechen inniger gab, meinen Aeltern einmal Freude zu machen, als während der Vorstellung eines solchen Stücks. Die Wirkung war eine ganz andere als die eines jetzigen Schauspiels. Es war eine doppelte; denn außer dem Antheil des Vergnügens an den gut durchgeführten Charakteren wurde immer noch ein anderes, tieferes Gefühl in Anspruch genommen, das mit einer gewissen Hochachtung und Feierlichkeit verbunden war, und so wirkten damals die Iffland'schen Stücke bei ihrem Erscheinen wie keine andern nach ihnen. Das sollte man immer mit in die Wagschale legen, wenn man jetzt über sie so leicht aburtheilt. Man versetze sich und sie nur hübsch in ihre Zeit zurück.

Zu Böttiger's, damaligen Directors des weimarischen Gymnasiums, Unterrichtsstunden gelangt, trat das Theater in neuem Glanz hervor. Böttiger hegte eine große Vorliebe für das Theater; ging sie doch so weit, daß er selbst die alte griechische Schaubühne mit Vorzügen ausschmückte (wie wir Schüler sein damals zuweilen etwas starkes Auftragen der Farben nannten), die sie wol schwerlich alle in sich vereinigt haben mochte, und daß er später in Dresden jahrelang Theaterrecensionen schrieb, wiewol sie ihm man-

cherlei Verdruß verursachten, gewiß aber auch nicht zur Vermehrung der Hochachtung beitrugen, die man seiner großen Gelehrsamkeit zollen mußte. In mehren Stunden der Woche, welche die encyklopädischen genannt wurden, besprach Böttiger mit uns vorzüglich die neuern Erscheinungen der Literatur und Kunst, wo dann natürlich das Theater mit eine Hauptrolle spielte; besonders aber in der Zeit, als Iffland auf dem Theater in Weimar eine große Reihe von Gastrollen gab. Es war im Jahre 1796. Den Anfang machte das damals neue Schauspiel „Der Spieler", das Iffland mitgebracht und — bevor es zur Darstellung gelangte — Böttiger zu lesen gegeben hatte. Böttiger warnte uns Schüler oft mit heiligem Eifer vor dem Laster des Spiels, wie er es nannte, und so kam ihm diese neue Gelegenheit wie gerufen, uns einen abschreckenden Spiegel vorzuhalten. Einige Tage hintereinander wurde uns der Inhalt jedes Actes, den er eben gelesen hatte, erzählt; doch was sag' ich „erzählt", nein, mit so fürchterlichen Worten und ergreifenden Schilderungen, wobei der alte Posert nie anders als unter dem Namen „Der Teufel" eingeführt wurde, vor die Augen gerückt, daß uns — mir wenigstens ganz gewiß, denn ich hatte eben damals einen kleinen Hang zu Hazardspielen — ein größeres

Grausen dadurch erweckt wurde als durch die Vorstellung selbst, zu deren Besuch wir dann — als sie an die Reihe kam — noch besonders aufgefodert wurden. Darauf nun folgte mehre Tage hintereinander die Vorlesung jener Recensionen, welche Böttiger über die einzelnen Rollen Iffland's des Nachts niedergeschrieben hatte und die er später unter dem Titel „Entwickelung des Iffland'schen Spiels bei dessen Gastdarstellungen in Weimar" zusammenfaßte und herausgab, und die später den „Gestiefelten Kater" von Ludwig Tieck ins Leben riefen. Hier will ich zugleich, der Zeit vorgreifend, Iffland's Urtheil darüber anführen, das er in Wien, während seines Gastspiels daselbst, im Jahre 1808, gegen mich äußerte, als ich jener Vorlesungen in Weimar gegen ihn erwähnte.

Nichts, sagte Iffland, habe ihm bei seinen Darstellungen mehr geschadet als diese Entwickelung seines Spiels, auf die er daher sehr übel zu sprechen war; denn jeder Zuschauer müsse nun der darin aufgestellten Ansicht nach glauben, daß Alles bis auf das Einzelne von ihm vorausbedacht und berechnet sei, sodaß er also für die augenblicklichen Eingebungen des Humors und der Begeisterung, worauf er bei seinem Spiel doch am meisten rechne, nur wenig Empfänglichkeit und gute Aufnahme voraussetzen könne. Natür=

lich kühle der Gedanke daran ihn selbst wol auch bei seinem Spiel zuweilen ab. Zudem wären eine Menge Bemerkungen darin enthalten, die gar nicht mit der Wahrheit übereinstimmten, sondern gewaltsam hineingezwängt seien, wobei er zugleich folgenden Zug daraus anführte. Er habe an dem Tage, wo „Der Spieler“ zum ersten male während seines Gastspiels in Weimar gegeben wurde und er den Posert als Gast gab, bei Goethe in einer großen Gesellschaft gespeist und sei deswegen etwas spät ins Theater gekommen. Auf seinem Platz habe er nun zwar den halbmilitärischen Ueberrock, dunkelblau mit rothem Kragen und Aufschlägen (ich sehe ihn noch), den er sich bei dem Requisiteur bestellt und den dieser für ihn geliehen habe, gefunden, allein leider! als er ihn endlich angezogen, bei weitem zu eng, sodaß er ihn nicht einmal habe zuknöpfen können. Doch die Zeit drängte, es galt keine Wahl, er mußte, zu seinem großen Verdruß, damit hinaus in die Scene, denn die Ouverture hatte schon begonnen. Nun heiße es in der Entwickelung gerade in Bezug auf diesen Ueberrock, „wie charakteristisch und so ganz den allnächtlichen, sich über die Lebensanfoderung bequem hinwegsetzenden Spieler bezeichnend es gewesen sei, daß Iffland den Ueberrock nicht zugeknöpft getragen habe“.

Böttiger scheint übrigens mit derlei Bemerkungen ein eigenes Unglück gehabt zu haben, denn auch ein anderes theatralisches Ereigniß, das Böttiger uns selbst erzählte, als er, von seinem Besuch Schröder's in Hamburg nach Weimar zurückgekehrt, uns die Merkwürdigkeiten dieser Reise in den encyklopädischen Stunden mittheilte, lief auf ein ähnliches Misverständniß hinaus, ist aber auch für das Wesen und die Erfodernisse der Schauspielkunst so bezeichnend und instructiv, daß es wohl verdient hier mitgetheilt zu werden. Schröder, bei dem er wohnte, habe ihm — erzählte er — während seines Aufenthalts in Hamburg seine besten Rollen vorgeführt und unter andern auch die des Königs Lear. Böttiger konnte sich über die Trefflichkeit dieser Schröder'schen Darstellung im Ganzen nicht lobpreisend genug aussprechen. Vor allem aber habe eine Pause gegen das Ende der Rolle Lear's, worin er den Fluch über seine beiden Töchter ausspricht, den schlagendsten und tiefsten Eindruck mit gleichsam elektrischer Kraft auf ihn und das ganze Publicum hervorgebracht. Nach dem Theater habe er auch gegen Schröder davon Erwähnung gethan mit dem Beisatze, daß diese Pause so ganz die Erschöpfung des Vaters und die Nothwendigkeit, sich zur Vollendung des furchtbaren Aus-

spruchs zu sammeln und zu stählen, bezeichnet habe und darum so ganz natürlich aus dem Gefühl und der Situation Lear's hervorgegangen sei. Worauf jedoch Schröder erwidert habe: „Entnehmen wir vielmehr daraus die Lehre, wie nothwendig es für den Schauspieler sei, daß ihm in seinem Geschäfte jeden Augenblick Besonnenheit und Geistesgegenwart zugebote stehen, und wie leichteres Spiel er habe, wenn er es vermag, ein geschlossenes Ganzes in seiner Darstellung aufzustellen und so einen ergreifenden Totaleffect hervorzubringen; denn er findet den Zuschauer dadurch geneigt, alles Einzelne dann willig diesem Totaleffect unterzuordnen. Wissen Sie, wodurch diese Pause entstand, und was ich während derselben that? — Sie müssen darüber nicht bös werden, daß ich es Ihnen so unverhohlen mittheile. An der Stelle, wo die Pause entstand, nahm ich wahr, daß in der Coulisse eben eine von den Talgkerzen umgefallen war und die Leinwand schon ergriffen und entzündet hatte. Ich rief also, als Regisseur und Director, meinem Theatermeister, der ruhig darunter stand und nichts davon wahrnahm, in der Pause zu: «Esel! siehst du denn nicht da oben die umgefallene Kerze?»“ —

Während meines Aufenthalts auf der Universität Jena vom Jahr 1797—1800, wo ich mich dem

Studium der Rechte widmete, waren besonders zwei theatralische Ereignisse merkwürdig — nämlich die erste Vorstellung von Schiller's „Maria Stuart“ und die erste Vorlesung der „Jungfrau von Orleans“ durch Schiller selbst, denen ich in Weimar beizuwohnen das Glück hatte.

Zu der ersten waren wir Bursche in Ermangelung hinlänglicher Pferde und Wagen in Scharen zu Fuß von Jena nach Weimar gewandert. Im Ganzen war die Wirkung auf das Publicum eine ganz außerordentliche. Nur bei zwei Scenen wurde der Enthusiasmus durch ein besorgliches, ängstliches Gefühl unterbrochen. Erstens nämlich in der Scene des dritten Actes, wo der Schwärmer Mortimer Maria im Garten findet und sie nun mit den Ausbrüchen seines Liebeswahnsinns bestürmt. Diese Scene war bei der allerersten Darstellung des Stücks noch weit mehr ausgeführt und wirklich auf eine so gewagte, übergreifende Weise, daß sie auf der höchsten Spitze stand. Es kam noch dazu, daß die Scene von Mann und Frau, Herrn und Madame Vohs, dargestellt, und Vohs, der übrigens ein überaus trefflicher Mortimer, sowie sie die schönste Maria Stuart war, wol dadurch noch verführt wurde, weniger ängstlich die schicklichen Schranken zu beobachten; denn er hielt Maria fortwährend in engster Umschlingung und zog

sie nach den Coulissen hin — kurz, eine bis zur Angst gesteigerte Aufregung theilte sich allen Zuschauern mit, und die Scene wurde dann auch bei den folgenden Vorstellungen sehr gemildert. Dasselbe trat ein in der Abendmahlscene, als Brot und Kelch wirklich gereicht wurden; denn man muß bedenken, daß bei dieser ersten Darstellung das Publicum, noch durch keine Mittheilung darüber vorbereitet, umsomehr davon überrascht werden mußte. Die Wirkung war eine einzige; nie mehr habe ich eine ähnliche bei irgend einer Darstellung überhaupt wahrgenommen. Ueber die Aufnahme im Ganzen aber war, wie gesagt, der größte Enthusiasmus verbreitet, und so langten auch wir Bursche gegen Morgen noch in voller Begeisterung in Jena wieder an. Hier konnte ich mich nicht enthalten, dem Dichter über den Eindruck, den die Vorstellung auf mich gemacht hatte, sogleich ausführlich zu schreiben und ihn — wieweit geht nicht die Kühnheit des jugendlichen Gefühls, das wir, weil es so kräftig und überwältigend in uns tobt, so gern als Norm anerkannt wissen möchten! — auf eine Stelle aufmerksam zu machen, die meiner Empfindung entgegengewirkt hatte und für welche ich ihm sogar eine nach meiner Ansicht heilsame Aenderung vorschlug. Es betraf nämlich den Abgang der Maria

im fünften Act. Daß sie in jenen Scenen, die des Dichters Absicht, ihren frühern Lebenslauf in beschönigendem Licht erscheinen zu lassen, deutlich machen, sich schon ganz vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zugewendet hat und nun doch bei Leicester's Anblick noch ein mal in die Scene zurückkehrt, um ihm sein Vergehen mit Bitterkeit vorzuhalten, hatte das jugendliche Gefühl beleidigt. Ein beim Hinausschreiten nach kurzem innern Kampf ihm mit reiner, jeden Rückfall überwindender Erhebung zugerufenes: „Ich vergebe dir", meinte ich, würde eine bessere Wirkung hervorbringen und Maria's Stimmung und Situation angemessener sein. Schiller ließ mir durch einen Freund sagen, daß ich ihn besuchen möchte, wann ich wieder nach Weimar käme; eine Einladung, der ich nicht lange widerstehen konnte. Sehr nachsichtig und gütig sagte er mir in der dadurch veranlaßten Unterredung, daß ich meinem individuellen Gefühl nach nicht ganz Unrecht hätte, daß ihm aber die geschichtliche Maria habe vorschweben müssen, in deren Charakter dieser Rückfall begründet sei.

Später folgte ich noch einer andern Einladung Schiller's, die mir das Glück verschaffte, der ersten Vorlesung der „Jungfrau von Orleans" mit mehren Professoren und einigen andern Studenten aus Jena

in Schiller's Wohnung mit beiwohnen zu können. Schiller war bekanntlich kein guter Vorleser. Seine Worte kamen aus hohler Brust, auch hatte sich die dem Schwaben angeborene Aussprache noch nicht ganz verloren und abgeschliffen. So machte besonders die Aussprache des in diesem Stücke oft einfließenden Wortes „Mädchen", das er nicht Mäd-chen, sondern Mädd-chen aussprach, einen üblen Effect. Zugleich hatte die große Länge des ersten Acts, der bei dieser Vorlesung fast anderthalb Stunden dauerte, etwas Lastendes, das sich bei der Darstellung wol einigermaßen mindert. Schiller las fort bis zum Schluß der Scene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter und foderte dann die Gesellschaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit stand. Halb Sieben hatte die Vorlesung ungefähr begonnen; es war bald halb Zehn, als wir aufstanden. Schiller schien etwas verlegen über die stille Aufnahme des bereits Gelesenen, denn wie mir ein Schauspieler versicherte, der mit zugegen war und früher auch der ersten Vorlesung der „Maria Stuart" mit beigewohnt hatte, stand sie in der Wirkung der ersten Aufnahme der „Maria Stuart" bei weitem nach. War es die auffallende Neuheit des Stoffs,

oder die kühne, ganz eigenthümliche Behandlung desselben, oder die Art des Vortrags: das Auditorium war überrascht und äußerte sich nicht sehr laut und enthusiastisch. Als wir uns um die Tafel, wo das Abendbrot servirt war, gestellt hatten, sagte Schiller zu der Gesellschaft: „Sie werden wol leicht erkannt haben, daß ich mir erlaubt habe, in dem Schwarzen Ritter, bei dem ich nichts einzuwenden hätte, wenn man sich auch den eben abgeschiedenen Ritter Talbot darunter denken will, einen Geist heraufzuführen, wie es ja Shakspeare und Voltaire auch gethan haben.“ Das war nun wol keine gute Zusammenstellung, denn bei Shakspeare lohnte sich's wohl der Mühe, da mit dem Geist zugleich ein ganzes Stück, und welches! heraufbeschworen wird; ohne den Geist von Hamlet's Vater wäre es nicht da. Auch bei Voltaire wird wenigstens die Katastrophe dadurch vorbereitet und eingeleitet, während der Geist in der „Jungfrau von Orleans“ nichts Anderes ist als eine verkörperte Idee oder Ahnung, die incident wirkt und daher, als unwesentlich zum Ganzen, nie großen Effect machen kann. Die Vorlesung begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgesetzt bis spät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede sein konnte, zumal da auch

der in Fülle genossene gute Wein bei Vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte. —

In jener Zeit hatte Kotzebue nun auch angefangen, seinen Stücken eine metrische Form zu geben. „Bayard“, „Gustav Wasa“ waren auf der Bühne erschienen, fanden aber schon damals eine große Opposition im Publicum. Auch ich gehörte zu dieser Opposition und verfaßte eine Menge Distichen in ihrem Sinne. Es sei vergönnt, hier einige aufzuführen, insofern sie zugleich die Stimme des recensirenden Publicums damaliger Zeit aussprechen.

„Bayard“ und „Wallenstein“.

Täuschen die Reim' auch, als hörten wir Schiller am Ende der Acte,
Fühlen die Täuschung wir doch nüchtern am Ende des Stücks.
Und der Kund'ge erkennt es gar bald an des Herzens Verödung,
Daß es Worte nur sind, so wie von Schiller gestellt.

„Gustav Wasa“.

Sehet in Dialogen die neueste Reisebeschreibung!
Hagemeister jedoch hat euch das Sehen erspart!
Seine Biographie erzählt euch in Prosa vom Helden,
Was, nur in Verse gezwängt, wörtlich sich hier wiederholt.

Abschied von Herrn von Kotzebue.

Einer Wasseranstalt vergleich' ich die Bühne, wenn du sprichst!
Schläuche sind die Acteurs, Zubringer ist der Souffleur;
Sentimentale Lügen ergießen sich über den Hörer;
Wo auch ein Fünkchen noch glimmt, löschen Tiraden es aus!

Meine Vorliebe für das Theater erwachte überhaupt jetzt immer mehr, vielleicht eben weil ich es auf der Universität entbehren mußte. Vorzüglich war das Geschäft des Schauspielers selbst Gegenstand meines Nachdenkens und meiner Lectüre. Dabei wollte es mir nun niemals recht behagen, daß der Schauspieler nur immer die Worte des Dichters wiederholen und dadurch gleichsam dessen Handlanger sein und bleiben solle. Ich stellte mir ein idealisches Theater auf, auf welchem der Schauspieler, nachdem die Fabel des Stücks gewählt und dieselbe vorher in Scenen und Acte abgetheilt war, in der ihm zugetheilten Rolle, zugleich als Improvisator, seinen Dialog nicht nach dem Souffleur, sondern nach der innern Eingebung aus sich selbst schöpfte, wobei immer auch ein Blick der Sehnsucht auf das antike Theater der Griechen zurückfiel, das ich durch Böttiger so ganz hatte kennen und schätzen lernen. —

Gegen Ende meines Aufenthalts in Jena waren Tieck, Schelling, die Schlegel gekommen, um Vorlesungen zu halten.

Neue Uebersetzungen des Shakspeare, „Genoveva" von Ludwig Tieck, das „Athenäum" u. s. w. erschienen. Ueberhaupt wurde der Blick weit mehr auf die Künste hingelenkt, über deren Wesen und Ele-

mente sich auch die Resultate philosophischer Forschungen immer mehr verbreiteten. Dies blieb natürlich nicht ohne großen Einfluß auf die studirende Jugend. Ueberall bildeten sich Gesellschaften und Kränzchen unter den Studenten, wo die neuesten Erscheinungen in der Literatur: die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", Tieck's romantische Dichtungen, Schleiermacher's „Reden über die Religion", die „Phantasien über die Kunst", das „Athenäum" u. s. w., vorgelesen wurden, um dann darüber gegenseitige Ideen und Ansichten auszutauschen. Ich wohnte einem solchen Kränzchen bei, das im Haus des Professors Mereau von 10 — 12 Uhr in der Nacht abgehalten wurde und viele jugendliche Enthusiasten für die Kunst versammelte, unter denen ich nicht der letzte war. Natürlich, daß die liebe Brotwissenschaft immer mehr dadurch an ihrem Reiz verlor und vor den höhern Potenzen zurücktreten mußte, dagegen aber die Schauspielkunst umsomehr jene ihr durch meine Vorliebe schon früher eingeräumten Rechte wieder geltend machte.

Mit solchen Lebensansichten und einer von Jugend auf vorherrschenden, nun noch genährten und herangebildeten Phantasie nach Weimar von der Universität zurückgekehrt, wie wollte da die trockene Jurisprudenz

mit ihren kalt abwägenden Attributen bestehen! Ich beschloß, mich dem Theater zu widmen, jedoch nicht ohne vorher den Rath einsichtsvoller Männer darüber erforscht zu haben. Wie konnte ich aber in Weimar über die Wahl dieser Männer anstehen! Lebte nicht Schiller da, und hatte er mich nicht freundlich aufgenommen? An ihn wandte ich mich und wagte es, ihn um seine Meinung zu bitten. Der sorgsam bescheidene Mann wollte es nicht allein auf sich nehmen und versprach, mit Goethe darüber zu sprechen. Mit Goethe! Wie sehr ergriff mich diese Aussicht! War nicht Goethe mein höchstes Ideal, dessen Schriften mir von frühester Jugend an den höchsten Genuß gewährt hatten! Oft hatte ich die heißesten Thränen dabei vergossen und wußte mir selbst nicht zu erklären, warum. Mit hochklopfendem Herzen sah ich also dem weitern Erfolg entgegen. Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las Einiges vor, einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johann's“ von Shakspeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte dann das Aus-

gesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständniß des Dichters, entsprechende Aeußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mit begründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüber zu gehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgend einen Zusatz zu erlauben. Er bezeigte dabei so viel gutmüthigen Antheil, daß ich davon innigst gerührt wurde.

„Zwei große Männer!“ sagt man wol, wenn man eben die Schriften Goethe's und Schiller's durch-

gelesen hat und den letzten Band bedächtig und sorgsam in den Bücherschrank hineinschiebt und gemächlich den andern Bänden wieder anreiht. Doch solche zwei große Männer von dem Standpunkt eines jungen Menschen aus betrachtet, der sein kleines Leben von dem Augenblick an, wo in ihm der Sinn für das Schöne und Große erwachte, mit enthusiastischer Verehrung für diese Männer zu bereichern und zu verschönern strebte, wie sie nun mit rein menschlich liebevoller Sorgfalt, ja mit wirklich väterlichem Antheil und Rath aus freiem Antrieb für seine Zukunft, seine fernere Ausbildung bemüht sind — ist es nicht das Höchste, womit ein jugendlich empfängliches Gemüth für sein ganzes Leben bis ins späteste Alter erhoben und beglückt werden kann? Ruft es da nicht aus den innersten Tiefen des Herzens unwillkürlich: Der Mensch gehört allem Großen an, und wo seine Maße enden, erwacht sein Herz. Er liebt nur, was er nicht umfassen kann, was, indem er es bewundernd in sich aufnimmt, ihn selbst sich höher zeigt, da es ihn zu sich emporzieht!

Goethe erschien mir von diesem Abend an noch liebens- und verehrungswürdiger, da ich so unmittelbar gesehen und empfunden hatte, wie sehr Schiller ihn liebte.

Als Goethe zurückgekommen, ertheilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorsatz beharren wollte, die höchst willkommene Erlaubniß, zwei mal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen. War ich nun, als ich am Abend Schiller verließ, von den einzigen, für mich so höchst wichtigen Erfahrungen dieses Tages wie berauscht, so sollte es der glückliche Zufall fügen, daß ich den Abend noch bei unserm Herder speiste, wo ich natürlich der Ereignisse des heutigen Tages und besonders der Aussprüche Goethe's und der Art seiner Mittheilung, die ich echt poetisch nannte, mit Begeisterung erwähnte. Herder erwiderte lächelnd: Wiewol es vermuthlich nicht so echt poetisch ausfallen möchte, so wolle er mir doch seine Meinung auch mittheilen, wobei er zugleich äußerte, daß er freilich nicht die mindeste Anmuthung und das geringste Talent zur Schauspielkunst, wol eher eine directe Opposition seiner innern Natur gegen das Geschäft des Schauspielers in sich verspüre. Daher könne auch nur ein entschiedener Beruf dazu bei ihm den Schritt auf das Theater rechtfertigen, wobei er mich ermahnte, hierüber ernstlich mit mir zu Rathe zu gehen und mich wohl zu prüfen, selbst aber dann, wenn ich

den Schritt schon gethan hätte und in der Folge finden sollte, daß ich mich in meinen Hoffnungen getäuscht habe, lieber von der eingeschlagenen Bahn sogleich wieder umzukehren, als eigenwillig darauf zu beharren. Es war dann von „Hamlet“ und dem berühmten Monologe „To be or not to be“ u. s. w. die Rede. Auf meine Aeußerung, daß ich ihn nach der Schlegel'schen Uebersetzung auswendig wisse, foderte er mich auf, ihn zu sprechen, und als ich gegen den Schluß zu der Stelle kam: „Der angebor'nen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt“, sagte Herder wie für sich: „Sicklied o'er with the pale cast of thought“, und lächelte dann über die Wortspielerei, wie er sich ausdrückte, die sich auf dem Theater possirlich genug ausnehmen müsse.

Und so endete dieser für mich so merkwürdige Tag, an dem mir das gewiß höchst seltene Glück zutheil wurde, drei so ausgezeichnete Männer mit aufrichtigem, innigem Antheil an mir über einen Gegenstand sich aussprechen zu hören, der, an sich schon von Interesse, für mein ganzes Leben entscheidend werden sollte.

Daß und mit welchem Eifer ich nun die mir von Goethe ertheilte Erlaubniß, die Woche zwei mal zu

ihm zu kommen, benutzte, darf ich nach dem bereits Mitgetheilten wol nicht besonders erwähnen. Wir waren gewöhnlich in seinem Studirzimmer und gingen dann wol auch im Garten auf und ab. Da ich schon früher bei Veranlassung meiner Unterredung mit Herder des berühmten Monologs aus „Hamlet“ gedacht habe, so sei es mir vergönnt, ihn auch jetzt wieder als die Veranlassung zu einigen Bemerkungen von Goethe anzuführen.

Ich sprach wieder nach der Schlegel'schen Uebersetzung und hatte dabei die Stellung angenommen, daß ich die rechte Hand an das Kinn legte, während die linke Hand den rechten Arm, an der Spitze des Elnbogens herabhängend, unterstützte. Goethe äußerte sich nicht misbilligend über diese Stellung, auch tadelte er nicht, daß ich den größten Theil des Monologs dabei beharrt hatte, denn dieses Beharren des Schauspielers in einem Gest theile dem Zuschauer das Gefühl einer gewissen Ruhe und Sicherheit mit, das jeder Darstellung wohl zustatten komme, und sei bei tragischen Rollen insbesondere von größerer Wirkung als das öftere Wechseln der Stellung und der Gesten, wenn diese nicht durch besondere Ursachen etwa bedingt würden. Doch müsse ich nicht glauben, daß ich nun durch Wahl und Aus-

führung der angegebenen Stellung dem Ziel, dem Auge ein gutes Bild vorzurücken, viel näher gekommen sei, wenn nicht Alles und Jedes miteinander übereinstimme. Hier sei z. B. die Hand unter dem rechten Elnbogen jetzt in eine Faust zusammengezogen, was jedoch gegen alle Regel der Schönheit sei. „Die Hand muß so gehalten werden!" sagte er und streckte mir dabei seine Hand hin, von der er die mittelsten zwei Finger zusammen, den Daumen aber und die andern zwei Finger etwas auseinander hielt, die letzten aber auch außerdem etwas gebogen herabhängen ließ. „So ist sie harmonisch mit dem Ganzen, in der rechten Form und anmuthig zugleich, doch sie so zu biegen und zu gestalten sieht leichter aus, als es ist. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbesondere, verschafft uns eine solche Gewalt über die Theile des Körpers, denn es gilt hier nicht sowol Nachahmung der Natur als ideale Schönheit der Form. Bei Veränderung der Stellungen und Geberden ist vorzüglich zu beachten, daß sie vorbereitet und langsam geschehe, nicht etwa mitten in der Rede, wobei immer Mäßigung hauptsächlich zu empfehlen ist, damit man zur Steigerung der Effecte Ausdauer gewinnt." Besonders empfehle er mir, den obern Theil des Arms so ruhig als möglich zu halten, sowie mit

dem Arm nicht den Körper zu decken und ihn dadurch gleichsam zu durchschneiden. Der Körper muß immer möglichst frei und zwei Drittheile dem Publicum zugekehrt bleiben, damit alles Profilspiel vermieden werde. Um sich Geberdenspiel zu erwerben und das Spiel der Arme gelenksam und bezeichnend zu machen, empfahl er bei Uebung der Rolle gegen einen Spiegel gekehrt zu sprechen, wobei der Schauspieler jede unrichtige Bewegung bemerken und die passendsten Gesten wählen könne; vorausgesetzt jedoch, daß er vorher seine Aufgabe, seinen Charakter gut durchstudirt habe. Uebrigens gab er mir den Rath, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Geberdenspiel aus dem Auge zu verlieren, sondern immer an mir zu beobachten, denn dies erleichtere die Aufgabe auf der Bühne außerordentlich; besonders müsse man bei einem Monolog daran denken, daß man nun allein im Rahmen stehe und daher dem Auge des Zuschauers auch allein ausgesetzt sei. In Bezug auf die Declamation dieses Monologs traf Goethe's erste Bemerkung die Stelle der Uebersetzung: „die unsers Fleisches Erbtheil, 's ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen.“ „Das ist ganz gefehlt; setzen Sie ein «sind» dazu, wenn es nicht da steht, denn das Erste von der Bühne herab ist

Verständlichkeit, daher ist die vollständige Aussprache jeder Silbe, umsomehr jedes erfoderlichen Wortes nöthig. Nichts darf dem Zuhörer vorenthalten werden, damit er hauptsächlich verstehe, was zu verstehen ist.“ Besonders warnte er vor allem Dialekt, wobei er die dem Sachsen eigene offene Aussprache des e, wie geben, leben (in Sachsen oft wie gäben, läben), als ihm besonders gehässig bezeichnete. Vor allem aber solle anfänglich die Rolle, bevor sie gelernt werde, recht langsam und bestimmt gesprochen und dabei der Ton so tief als möglich gehalten werden, um für die Steigerung desselben auszureichen. Beim Auswendiglernen derselben sei vorzüglich darauf zu sehen, daß es nicht mit falscher Accentuation u. s. w. geschehe, daß jedes Wort richtig, dem Sinn gemäß gesprochen werde, denn sonst werde der Vortrag und die Aussprache immer fehlerhaft bleiben.

Wie mich spätere Erfahrung gelehrt hat, ist dem Anfänger ganz vorzüglich ein genaues, exactes Auswendiglernen anzuempfehlen, was Goethe natürlich als vorausgesetzt annimmt.

Es gibt im Grunde ursprünglich nur zweierlei Schauspieler: solche, die auswendig lernen *können*, und solche, die nicht auswendig lernen, weil sie es *gar nicht können*, d. h. nie gelernt haben. Unter

letztere gehören besonders viele ältere Schauspieler, die als Anfänger mit einiger Anlage und Geistesgegenwart und im Punkte des Ehrgefühls eben nicht difficil — gleich bei den ersten Rollen blos dem Souffleur nachgesprochen und geglaubt haben, damit ausgekommen zu sein und das strenge Memoriren entbehren zu können. Sie werden nie eine Rolle ordentlich lernen und daher für immer vom Ziel des Künstlers entfernt bleiben, die Plage und das Gebrechen jedes Theaters, bei dem sie mitwirken.

Dem Andenken an jene mir unvergeßlichen Unterrichtsstunden werde noch das Eine hinzugefügt: Wie hätte ich mir damals träumen lassen können, daß derselbe Mann, der mit so viel Antheil und Liebe den Gegenstand behandelte und ins Einzelne desselben einging, bald darauf die merkwürdigen Stellen drucken lassen würde, das Geschäft des Schauspielers betreffend (in „Wilhelm Meister's Wanderjahre"): „Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maske zu erregen, um dadurch ein immer misliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unsern ernsten Zwecken nicht vereinen.

Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber, leichtgesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Fall, es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch als Handwerk, noch als Liebhaberei, verleugnen kann... Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen Zwecken verbrauchen... Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu misleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wol entschieden hervorthue. Diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dies fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau, und bleibt er seiner Natur ganz getreu, so haben wir uns mit größern Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Bretern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde." — Als mir später diese Stellen zu Gesicht kamen, wo auch ich im Leben vorgeschritten

war und das in „Wilhelm Meister's Lehrjahren“ über das Theaterwesen Enthaltene, so oft von mir Durchgelesene an den Maßstab und Prüfstein der Erfahrung und Wirklichkeit gehalten hatte — welcher Aufschluß ward mir, welcher Moment! Es war einer von jenen Hauptmomenten, deren es in jedes denkenden Menschen Leben so manche gibt, in denen wir an dem veränderten Standpunkt eines uns theuern Autors der eigenen innern Umwandelung und des eigenen veränderten Gesichtskreises uns erst recht klar bewußt werden. Es ist — besonders bei dem jetzigen Stand und Gang unserer Theater — anzunehmen, daß die ganze jetzige und künftige Generation einer solchen veränderten Ansicht entgegengeht, und dann möchte es wol um die ganze Schauspielkunst gethan sein, die überhaupt nur noch von Dem lebt, was gutmüthige Hingebung und müßige Einbildungskraft aus eigenem Vorrath ihr beilegen und in ihr anerkennen wollen. Eine große Pause von einem ganzen Säculum könnte ihr das hier vielleicht einzig heilsame Loos zutheil werden lassen, daß es ihr möglich würde, verjüngt aus der Asche wieder neugestaltet hervorzugehen.

Durch Goethe's Vermittelung, der an den damaligen Hoftheatersecretär in Wien, Baron von Retzer, geschrieben hatte, kam ich als junger angehender

Schauspieler zum wiener Hoftheater. In Bezug auf diese meine erste Ausflucht als Schauspieler, die auch zugleich meine letzte war, begnüge ich mich hier nur mit der Bemerkung, daß ich Goethe's besorgliche Aeußerungen nur zu bewährt fand und der Warnung Herder's wohl eingedenk geblieben war. Demgemäß beschränkte sich meine Laufbahn bei diesem Theater, sowie als Schauspieler überhaupt auf einen Zeitraum von anderthalb Jahren. Der damalige Stand des Hoftheaters in Wien (im Jahre 1801) war ein sehr respectabler. Treffliche Talente waren vorhanden und noch in voller Kraft. Brockmann, Koch, Lange, Weidmann, Rose, Koberwein, Ziegler, Lippert, Madame Nouseul, Betty Rose, Madame Schütz bildeten ein schönes, effectvolles Ensemble. Dies war um so mehr mit Lob anzuerkennen, als es kaum 12—15 Jahre her war, daß der Hanswurst noch seine Pritsche auf dem Kärntnerthortheater geschwungen hatte und dort improvisirte Possen aufgeführt worden waren, von deren Verlauf damals noch einige komische Anekdoten erzählt wurden. Da zwei davon zugleich das Ganze charakterisiren, so verdienen sie hier wol eine Stelle. Ich habe sie, nebst mehren andern, aus dem Munde eines Theaterfreundes, der selbst bei den Vorfällen im Theater zugegen war, auf welche sie sich beziehen.

Der Gegenstand einer solchen zu improvisirenden Posse wurde gewählt, das Ganze in Scenen abgetheilt und die Rollen sodann vertheilt. Auf den Komiker oder, wie er damals genannt wurde, den Hanswurst Weiskern war bei der in Frage stehenden Posse die Rolle eines Hausherrn, auf Bernardon, den zweiten Hanswurst, die seines Bedienten gefallen. Nun traf sich's wol, daß die improvisirenden Schauspieler, vorzüglich in den Hauptrollen, einander muthwillige Streiche spielten; von keinem abzuwartenden Schlagwort, wie jetzt, dazu genöthigt, zum bestimmten Moment herauszutreten, kamen sie zuweilen zu spät in die Scene, um dadurch den Andern auf der Bühne in Verlegenheit zu setzen, da er am Ende nicht mehr wußte, was er sprechen sollte, oder da ihm, wie man es nannte, der Faden ausging. In einer Scene nun sitzt Weiskern am Schreibtische und schreibt einen Brief, den er durch seinen Bedienten aufs schnellste an die Adresse befördern lassen will. Weiskern läutet, nachdem der Brief geschrieben und zugesiegelt ist; allein anstatt daß Bernardon kommt, hat er sich neben jenem in die Coulisse bequem auf einen Stuhl gesetzt, schleudert mit den Beinen und ruft Weiskern zu: „Läute nur zu; hast du mich das letzte mal stecken lassen, so sollst du's jetzt büßen.“ Weiskern kommt nun in eine wirk-

liche Ereiferung und läßt solche kräftige Tiraden und Strafpredigten gegen das jetzige Dienstbotengesindel los, das seine Schuldigkeit nicht thut und die Herrschaft trotz öftern Läutens, woran es Weiskern nicht fehlen ließ, auf sich warten läßt, daß es Bernardon am Ende doch bange wird und er ins Zimmer hereintritt. Weiskern fährt auf das heftigste auf ihn los und fragt, wo er gesteckt und ob er nicht läuten gehört habe? — Bernardon versichert hoch und theuer, nichts gehört zu haben. „Wehe dir!“ ruft Weiskern in der größten Wuth, „wenn du mich belogen hast. Ich werde mich selbst überzeugen!“, stürzt außer sich nach dem Tisch hin, läutet noch ein mal auf das heftigste, setzt die Glocke wieder hin, eilt mit raschen Schritten ins Vorzimmer hinaus und kommt dann, ein ganz Anderer, zurück, indem er lachend sagt: „Du hast Recht! Ich habe selbst nichts gehört!“ — Der Effect soll äußerst komisch und das Publicum außer sich darüber gewesen sein.

Die zweite Anekdote betrifft den nachher so beliebten und berühmten Komiker Weidmann. Lange Zeit war er blos zu Statistendiensten verwendet worden, wofür ihm ein Siebener jeden Abend gezahlt wurde. Eines Abends sitzt er als Vehmrichter mit an dem schwarzen Tisch. Der Vorsitzende, ein Schauspieler,

trägt den Fall vor, um den es sich handelt, und fragt dann die Richter um ihre Meinung und Entscheidung. Da natürlich keiner antwortet und ihm nichts mehr einfallen will, so bricht er in Eifer gegen sie mit den Worten aus: „Da sitzt ihr nun da und keiner bringt ein Wort heraus"; als Weidmann aufsteht und ganz wienerisch zu seinen Nebenmännern sagt: „Nun will der auch noch, daß wir für einen Siebener viel dischkuriren sollen." Das Publicum brach in ein ungeheueres Gelächter aus und sein Glück als Komiker war gemacht, und zwar so festbegründet, daß später Iffland bei seinem Gastspiel in Wien in der Wahl seiner Rollen geflissentlich jene vermied, worin Weidmann glänzte; sowie er auch, nebenbei gesagt, die ihm sonst liebste und gelungenste Rolle des Franz Moor nicht gab, weil er — wie er sich selbst darüber ausdrückte — Ochsenheimer's rothe Perücke scheute, womit er zugleich die Spielweise Ochsenheimer's in dieser Rolle bezeichnen wollte.

Das Personal des Hoftheaters glich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts einer vornehmen reichen Familie, die täglich ihren Glanz und ihre Schätze zur Schau trägt. Besonders machten damals die neuen Collin'schen Stücke außerordentliches Aufsehen und überfüllte Häuser. Sie begannen mit „Regulus",

worin Brockmann als Regulus, Koch als Consul Metellus und die Nouseul als Attilia, Regulus Gattin, sich besonders auszeichneten. Ein Sonett, das ich während der ersten Vorstellung des Stücks hinschrieb und Brockmann übergab, möge hier eine Stelle finden:

An Brockmann als Regulus.

Der träge Sinn, der aller Größe Streben,
Die er nicht übt, weil's ihm die Kraft versaget,
Mit Zweifelsblicken zu betrachten waget,
Hat auch, o Regulus, dein großes Leben,

Als sei es nur der Fabel trüg'risch Weben,
Kleinmüthig, ohne Selbstgefühl verlachet! —
Dort war der Menschheit Genius erwachet —
Jetzt liegt er ohne Kraft, von Nacht umgeben!

Heil! denen noch Prometheus' Funke glühet,
Die mit dem Strahl, den rein die Brust ergießet,
Noch jene Thaten uns als wahr beleben!

Heil, Edler dir! Dich soll mein Lied erheben!
Durch deiner Kunst erhab'ne Kraft zerfließet
Der Zweifel: — Regulus hat einst geblühet!

Nach einigen Jahren, wo die ältern Mitglieder stumpf, andere dem Ganzen durch den Tod entrissen wurden — wie die Nouseul, Betty Rose — war das Personal des Hoftheaters längere Zeit nur noch einer vornehmen Familie ähnlich, die ihrem Verfall immer mehr entgegengeht, doch aber immer noch bemüht ist,

den alten Glanz vorzuspiegeln und die entstandenen Lücken möglichst verdeckt zu halten, bis es endlich sich wieder auf den Standpunkt erhob, auf dem wir es jetzt mit allgemeiner Achtung anerkannt sehen.

Die deutsche Oper stand auf keinem glänzenden Fuß. Herr und Madame Saal waren die Zierden derselben, allein nicht eben sehr ausgezeichnete Talente. Um so mehr machte daher Demoiselle Milder Aufsehen, als sie damals zum ersten male auftrat und mit grandioser Stimme einen neuen gediegenen Geschmack im Publicum hervorrief. Besser bestellt war es mit der italienischen Oper, wo Brizzi in seinem schönsten Flor, die Richardi-Pär und Marchesi ein herrliches Ensemble bildeten. Marchesi war der erste Castrat, den ich hörte, und gab zu einer eigenthümlichen Erfahrung Anlaß. Mit einer schönen, glänzenden Stimme von großem Umfang begabt, diese zur ausgezeichnetsten Coloratur und der verwegensten Bravour herangebildet, der Vortrag imponirend, aber ohne Innigkeit und Gefühl, erschien er mir so, wie ich mir das Bild eines solchen Sängers entworfen hatte, nur Gegenstand der Bewunderung, ohne auf das Herz wirken zu können. Immer strotzend von Gold und Silber, auf Schilden emporgetragen oder auf einem Thron erhöht, die Hände über den Kopf emporgestreckt, kam

er mir vor wie der Hahn auf dem Hof, wenn er sein Kikriki anstimmt. Ich verredete es daher, je wieder einen solchen Sopransänger zu hören. Da machte mich ein Musikfreund aufmerksam, ich möchte noch nicht aburtheilen, sondern mein Urtheil aufschieben, bis ich Crescentini gehört hätte. Der glückliche Zufall wollte es, daß er mehre Monate darauf nach Wien kam und in „Romeo und Julie" von Zingarelli, mit Marianne Sessi, als Romeo auftrat. Gespannter war nie meine Erwartung. Endlich kommt Romeo die hohe gewundene Stiege herab in den Tanzsaal, durchschreitet ihn an der Seite in großer Pause — bis hervor zum Proscenium —, blickt dort noch ein mal hin auf Julie und beginnt dann sein „Quel vago sembiante" etc. Noch nie sind bei einem Gesang heißere Thränen vergossen worden, als damals von mir. Ich hörte das Ideal eines gefühlvollen, immer nur auf das Herz wirkenden Sängers, wie ich früher in Marchesi das Ideal eines kaltberechnenden, nur auf das Gehör hinwirkenden Sängers gehört hatte. Crescentini war im Stande, in der Haltung und Beseelung eines einzigen Tons ganz und voll das Gefühl dem Zuhörer mitzutheilen, das er eben ausdrücken wollte, war es Liebe, Zorn etc. Sein Vortrag, seine Ausschmückungen und Colorirungen des Gesangs, sowie sein Spiel, wobei er nie die

Arme über die Achseln erhob, waren in Uebereinstimmung und athmeten und bezeichneten tiefes Gefühl. Der Quell übrigens des Unterschieds zwischen diesen beiden Sopransängern war kein anderer, als, analog mit jeder andern Kunst, der persönliche Charakter beider. Denn während Marchesi kalt und frivol seinen Zustand als Castrat zum Gegenstand seiner eigenen Scherze und Witze machte, war Crescentini immerwährend im höchsten Schmerz über den seinigen. —

Wenn man sich dem Theater einmal gewidmet hat, so fällt es unsern Einrichtungen gemäß schwer, davon ganz wieder loszukommen, da man nicht so leicht einen andern Lebensweg einschlagen kann — und so ward ich jetzt Vorsteher des fürstlich Esterházy'schen Theaters in Eisenstadt und hatte dann, als Secretär im Kunstfach, auch die Kunst- und Musikaliensammlungen des Fürsten unter meiner Aufsicht. Denn das Theater, worauf jedoch nur Opern gegeben wurden, stand keineswegs auf einem gewöhnlichen oder kleinen Fuß. Joseph Haydn, Hummel und Fuchs — in der Folge auch Henneberg — waren Kapellmeister über ein sehr ausgezeichnetes Orchester, an dessen Spitze der rühmlich bekannte Violinspieler Tomasini als Director stand; ein Knabeninstitut für Chorgesang, außerdem zahlreiche Männer- und Frauenchöre, alle musi-

kalisch gebildet; Sänger und Sängerinnen, wie Wild und Forti, in ihrer schönen und jugendlichen Periode, Demoiselle Cornega, Schülerin von Salieri (die dann, für ihren Ruhm zu spät, nach Paris und London ging), Frau von Vadaß, Madame Groll, Demoiselle Stotz, die Herren Grell, Schuster waren ausgezeichnete Mitglieder. Die Vorstellungen fanden in den Monaten September, October, November, December bei Gelegenheit der großen Jagden und anderer Festivitäten statt, mit einem Aufwand, wie er dem Glanze dieses fürstlichen Hauses entsprach. Das Auditorium war wol durchaus das glänzendste, das man sich wünschen konnte; denn fast der ganze hohe Adel nnd das diplomatische Corps Wiens waren gewöhnlich anwesend. Alle Sänger und Sängerinnen wurden in eigenen großen Theaterwagen, bei schlechtem Wetter auch der größere Theil des Publicums, ins Theater geführt, das sich in einem ungeheuern Saal des Schlosses befand; von einer Kasse und also auch von Eintrittsgeld war nicht die Rede, im Gegentheil wurden auf dem Theater und zuweilen auch im Publicum alle erdenklichen Erfrischungen dargereicht.

Auf diesem Theater wurde nun auch, zum ersten male in Deutschland, die Oper „Aschenbrödel" deutsch und zwar mit einem Aufwand gegeben, wie wol in

keinem andern. Der Fürst Esterházy hatte eben die Oper in Paris, wo sie noch neu war, gesehen und brachte Buch und Partitur, wofür er ein fürstliches Honorar gegeben hatte, mit sich nach Eisenstadt, wo die Aufführung, wie er wünschte, zum Namenstag der Fürstin — den 9. September — stattfinden sollte. Wiewol nur ein Zeitraum von nicht ganz vier Wochen bis zur Darstellung vergönnt war, kam diese doch bis zum bestimmten Abend zustande. Ich unternahm gleich die Uebersetzung, Hummel legte immer auf der Stelle den Text unter, hielt sogleich Gesangproben; kurz, an dem gewünschten Tage wurde „Aschenbrödel" zum ersten male in Eisenstadt gegeben. Der Fürst hatte die Figurinen mit aus Paris gebracht, nach denen alle Kleidungen gemacht wurden. Durchaus mit Gold und Silber durchstickte Schleppkleider von Sammet erschienen hier zum ersten male auf einer deutschen Bühne. Wild war der Prinz, Forti Dandini, Schuster der Baron Montesiascone, Demoiselle Cornega Clorinde, Frau von Vadaß Thisbe, Demoiselle Stotz Aschenbrödel. Jedes an seiner Stelle und trefflich. Der Fürst war so erfreut über die gute und schnelle Ausführung, daß er mir ein sehr beträchtliches, eigentlich doppeltes Geschenk machte, indem er mir auch die Partitur und das Buch als Eigenthum überließ, die

ich sodann an alle Theater verkaufte, nachdem ich vorher noch für die Darstellung in Wien einige wirksame Coups hinzugefügt hatte, z. B. den Zauberschluß zu Ende des ersten, den Trompetermarsch im Finale des zweiten Acts, den ich in Wien dazu componiren ließ, denn beide sind weder im französischen Buch noch in der französischen Partitur vorhanden.

In Bezug auf die später so rühmlich bekannten Sänger Wild und Forti mögen hier noch ein paar Notizen eine Stelle finden. Die eine beweist, welcher Umtriebe Theaterdirectoren unter allen Umständen fähig sind, auch wenn sie den höhern Ständen angehören und das Gastrecht dadurch verletzen; die andere, wie verschieden sich ein Talent bewähren kann, wenn nur der wahre Funke des Prometheus in ihm lebt. Forti, damals noch in der ersten Jugendblüte, wurde uns von einem der ungarischen Edelleute, die das presburger Theater unternommen hatten, bei Nacht und Nebel entführt. Ich reiste gleich den andern Tag nach, um ihn zurückzuholen, fand ihn aber nicht mehr in Presburg, da ihn einer der Edelleute mit sich fort auf sein Schloß in der Nähe von Presburg genommen hatte, weil er hoffte, ihn dort um so sicherer festzuhalten. Als ich ihn auch bis dahin verfolgte, hatte ich einen schweren Stand, denn einem ungarischen Edelmann

standen damals, und noch langehin, auf seinen Herrschaften ganz eigene und weitgreifende Berechtigungen in solchem Falle zu Gebote. Indessen gelang es mir nach wiederholten Versuchen doch, Forti wieder zurück nach Eisenstadt zu bringen, wo er noch bis zu Ende der Festivitäten als Sänger mitwirkte, dann aber vom Fürsten gelind bestraft wurde, indem er ihn in einen kleinen militärischen Schrecken versetzte. — Wild, auch noch ganz jugendlich, sang schüchtern und lieblich wie die Nachtigall, unbewußt des ausgezeichneten Talents, das in ihm wohnte, und der großen Wirkung, die er durch seine wunderschöne Stimme hervorbrachte, daher auch um so ergreifender und rührender. Uebrigens musikalisch gebildet und fest (er war von Jugend auf als Singknabe zur Kirchenmusik verwendet worden), war er angehender Künstler in der reizendsten Bedeutung des Worts. Mit Zustimmung des Fürsten reiste ich mit ihm nach Wien, wo er das Hoftheater betrat und ich ihn zugleich auch ganz aus dem Auge verlor. Er verließ Oestreich bald darauf und kehrte erst nach vielen Jahren dahin zurück. Als ich ihn nun nach funfzehn Jahren wieder hörte, war er auf jene Kunsthöhe gelangt, auf der er so ausgezeichnet und bewundert war, allein auf einem ganz andern Weg, auf dem des Bewußtseins und der eigenen innern

Ausbildung. Es war schwer zu entscheiden, in welcher der beiden Sphären er das Vorzüglichere geleistet hatte, und die Vergleichung beider Perioden war interessant und lehrreich.

Es konnte wol nicht fehlen, daß bei einem solchen gleichsam idealischen Gang eines Theatergeschäfts sich eine Menge an sich merkwürdiger Ereignisse ergaben. Denn es war natürlich, daß bei einer so liberalen Aufnahme, wie sie der treffliche Fürst jedem Künstler gewährte, von allen Seiten deutsche und italienische Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen und Schauspieler beiderlei Geschlechts, aber auch Kapellmeister wie Beethoven, Salieri, Abbé Vogler, Kreuzer, Gensbacher u. s. w. herzukamen, um sich sehen und hören zu lassen und ihre Werke zu produciren, denn der Fürst war ein großer Freund und Gönner nicht nur der weltlichen, auch der Kirchenmusik. Eine zeitlang war er sogar entschlossen, ein großes Conservatorium für Musik in Eisenstadt zu errichten und Cherubini dahin zu berufen, mit dem schon eine Correspondenz dieserhalb angeknüpft worden war. — Möchte sich zugleich aus allem Mitgetheilten dem freundlichen Leser das Bild eines vielseitig gebildeten, mit seltener Einsicht und Freigebigkeit die Wissenschaften und Künste liebenden und unterstützenden Fürsten

hervorheben; denn diesem Bilde entspricht so ganz der jetzt hinübergeschiedene Fürst Nikolaus Esterházy, der, was er als gut erkannte, mit seltener Beharrlichkeit und Großartigkeit auch ins Leben zu rufen trachtete und damit den liebenswürdigsten Charakter vereinte. Die herrlichsten Beweise davon lieferten seine ausgewählte kostbare Bildergalerie, seine ebenso geschmackvollen als grandiosen, von dem rühmlichst bekannten Architekten Moreau ausgeführten Bauten, seine prächtigen Gartenanlagen und exotischen Gewächshäuser, wozu er mehre vorzügliche Gärtner, unter andern den berühmten Noisette, von Paris kommen ließ. Die vielen Stunden, die mir Beruf und Amt in seiner unmittelbaren Nähe gestatteten, gehören mit zu den interessantesten und glücklichsten meines Lebens.

Von den mancherlei anziehenden Theaterereignissen nun im Einzelnen hier zu sprechen, würde zu weit führen. Es wird genügen, einen Vorfall zu berühren, der zugleich beweist, wie keine Ausgaben und Anstrengungen gescheut wurden, um den Vorstellungen bei jedem Anlaß die neuesten Reize zu gewähren. So war bei Gelegenheit der Vermählungsfeier der Fürstin Leopoldine Esterházy mit dem Fürsten Moritz Liechtenstein durch die Vermittelung einer polnischen Gräfin, die in der Leopoldstadt wohnte und beim Fürsten viel

galt, veranlaßt worden, daß der damalige Dichter des leopoldstädter Theaters, Perinet, der schon manche andere Singspiele, wie „Das Neusonntagskind“, „Die zwei Schwestern von Prag“, „Evakatel und Schnudi“ u. s. w., geschrieben oder vielmehr nach Haffner bearbeitet hatte, zu dieser festlichen Gelegenheit eine eigene Oper verfaßte, der er den Titel „Das Fest der Liebe und Freude“ gab. Die drei damals in Wien beliebtesten und geschätztesten Komiker: Weidmann, Hasenhut und Beckmann, dann Perinet selbst mit seiner Frau, nebst Tänzern und Tänzerinnen, kamen von Wien nach Eisenstadt, um als Gäste bei der Darstellung der Oper mitzuwirken. Leider aber enthielt das Buch so manches höchst Anstößige, besonders Zotenhafte, daß ich den Fürsten darauf aufmerksam machen mußte. In seinem Auftrag strich ich das Anstößige weg und änderte das Buch ab, womit jedoch der Verfasser wenig zufrieden war, da er nach hergebrachter Weise von diesen unsaubern Zuthaten die Haupteffecte erwartete. Von den Gästen aus Wien wurde daher bei der Darstellung selbst die Maßregel wenig beachtet, die meisten gestrichenen Stellen wurden gesprochen und fanden allgemeinen Anstoß. Um nur Eins anzuführen, erzählt ein alter tauber Schulmeister, eine Art Affenpreis aus dem „Findelkind“,

den Weidmann ausgezeichnet spielte, den Ursprung des Namens Esterházy ungefähr auf folgende Weise: „Der Ur-Urgroßvater des fürstlichen Hauses, der halt auch ein Liebhaber von schönen Mädeln war, verirrte sich einmal auf der Jagd im Walde, sodaß er keinen Ausweg mehr finden konnte. In dieser großen Verlegenheit erblickt er plötzlich ein bildsauberes Mädel, eilt sogleich auf sie zu, umfaßt sie und fragt: «Wie heißt du denn, schönes Kind?» «Ester has i» (Ester heiß' ich), antwortete sie, wird zur Fee und führt ihn aus dem Walde." Aus mehren Rücksichten wurde dies übel aufgenommen, und der Fürst selbst fand Anstoß daran, wiewol Weidmann bei ihm in besonderer Gunst stand. — Der Fürst hatte Weidmann auch einen eigenen Empfang in Eisenstadt bereiten lassen, denn als Letzterer unter einem großen, mit den anwesenden Herrschaften angefüllten Balcon weg in das Schloß einfuhr, war der größte und dickste von allen ohnehin sehr großen fürstlichen Grenadieren, ein wahrer Koloß, der mit seinen martialischen Gesichtszügen und seinem ungeheuern Bart wahrhaft Furcht einjagen konnte, mit einer ganz ungeheuern Grenadiermütze, als Schildwache aufgestellt. Mit einer Stentorstimme schrie er: „Gewehr aus!" als Weidmann eben neben ihm war, worüber dieser denn auch nicht wenig

erschrak, zum Gelächter aller Herrschaften, die sich auf dem Balcon befanden.

Soviel nun auch von dem im Buch Gestrichenen von den aus Wien anwesenden Schauspielern beibehalten und gesagt wurde — denn es gehört nun einmal mit zu den Schwächen dieser Herren, besonders aber der Herren Komiker (es sticht sie der Kitzel), daß sie gerade gestrichene Stellen am liebsten verlautbaren, zumal wann und wo sie hoffen dürfen, es ohne Collision mit der Censur und daher ohne Nachtheil für sich thun zu können — zeigte sich doch noch die Dichtereitelkeit des Verfassers Perinet so gekränkt, daß er, wo er nur konnte, die Wände mit Ausfällen und Gemeinheiten besudelte. Um dem ein Ende zu machen und ihm das Handwerk zu legen, kamen unter den seinigen andere tüchtig sarkastische Verse zum Vorschein mit der Aufschrift: „An den Versifex Perinet“, die ihm dann auf so ausgiebige Weise vorgelesen wurden, daß er über Hals und Kopf bei Nacht und Nebel davonfuhr.

Die kältere Jahreszeit brach jetzt herein, welche der Fürst mit seiner Familie gewöhnlich in Wien zubrachte. Da nun demzufolge auch die Opernvorstellungen auf längere Zeit eingestellt wurden, so sehnte ich mich nach einem neuen größern Wirkungskreis.

Und er sollte mir werden, dieser größere willkommene Wirkungskreis, da eben eine Gesellschaft von Cavalieren in Wien die beiden Hoftheater und jenes an der Wien vom Baron Braun übernommen hatte und Fürst Esterházy zum Präses erwählt worden war. Schon hatte ich mehre Reisen in Engagementsangelegenheiten für das Theater in Eisenstadt gemacht, jetzt erwählte mich der Fürst zu einer Sendung nach Berlin und Weimar, um dort Engagements für die Theater einzuleiten und abzuschließen, da man voraussetzen konnte, daß sich nach der eben geschlagenen Schlacht bei Jena und dem Einrücken der Franzosen in Berlin die dortigen Hoftheater verkleinern oder wol gar auflösen würden. In Berlin war es besonders auf das Engagement Iffland's abgesehen, als künftigen Directors der drei nun vereinigten Theater Wiens. Das Treffen bei Jena hatte gewissermaßen in Weimar geendet, Weimar war geplündert worden. Mit dreifacher Gewalt trieb es mich daher, meine guten Aeltern und meine Vaterstadt wiederzusehen, und so trat ich die Reise sogleich an, in einer Kurierkalesche Tag und Nacht meinen Weg verfolgend. Welch ein ungeheuerer Unterschied damals dem Curs nach in dem Werth des Geldes herrschte, sollte sich mir gleich auf der ersten Station in Sachsen, in Zehist ergeben,

wo ich allein dafür, daß ich als Kurier reiste, welches in Oestreich nur so viel galt, als schneller expedirt sein wollen, mehr zahlen mußte, als mich in Böhmen und Oestreich eine ganze Station mit allen Ritt- und Trinkgeldern gekostet hatte. In Berlin angekommen, fand ich für mein Geschäft, trotz der günstigen Constellation überhaupt, keine empfängliche Stimmung. Keines der vorzüglichsten Mitglieder zeigte Neigung, gerade jetzt das Theater zu verlassen. Ein patriotischer Geist war unter allen verbreitet, der sehr zu ehren war, und auch hier stand Iffland an der Spitze, allen als Muster in der Anhänglichkeit an den König und die Königin vorangehend, so sehr er durch den Druck der Zeitverhältnisse in seinem Geschäft auch beschwert war. Denn die französischen Generale und Commandanten stellten immer neue Anfoderungen an das Theater und nahmen sogar Einfluß auf das wöchentliche Repertoire, wo sie vorzüglich Schiller'sche Stücke und darin Iffland und die Bethmann zu sehen verlangten, was mir bei meinem Aufenthalte dann auch sehr zustatten kam; denn ich sah fast täglich höchst anziehende, bedeutende Vorstellungen. Hier will ich nur eines interessanten Theaterabends insbesondere erwähnen, an dem Schiller's „Don Carlos" gegeben wurde, weil er mir Gelegenheit gibt, eines

merkwürdigen Zuges von Geistesgegenwart zu gedenken, durch den sich die geniale Schauspielerin Bethmann auszeichnete. Sie gab die Eboli, Mattausch, ein großer Naturschauspieler, der leicht den Kopf verlor, den Prinzen. Es kommt zur Scene im Pavillon, wohin Carlos eingeladen ist und wo er die Königin zu finden meint, jedoch die Prinzessin Eboli findet. Sein Benehmen äußert sich dieser getäuschten Hoffnung gemäß, nur die Prinzessin weiß sich dieses Benehmen, da er doch auf ihre Einladung gekommen ist, nicht zu erklären. Endlich geräth sie auf den Gedanken, Carlos wisse um die Bewerbungen des Königs, denen sie eben ausgesetzt ist. Um auch dies Hinderniß ihrer Liebe, zu beseitigen, für sich zugleich Interesse und in ihm Vertrauen zu erwecken, übergibt sie ihm einen in dieser Hinsicht entscheidenden Brief vom König an sie, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, auf welche Weise ihrer Tugend nachgestellt werde, und ihn um seinen Schutz bittet. Carlos nimmt auch diesen Brief und steckt ihn ein, ohne ihn in seiner Zerstreuung und Verlegenheit weiter zu berücksichtigen oder zu lesen. Prinzessin Eboli nimmt in dem fernern Verlauf des Gesprächs wahr, daß sie sich getäuscht habe, daß Carlos sie nicht liebe, daß er eine Andere hier zu finden gehofft habe. Mit Ungestüm

verlangt sie also, daß Carlos ihr, bevor er sie verläßt, den Brief zurückgeben soll. „Welchen Brief?" fragt Carlos. Prinzessin: „Den vom König." Carlos: „Von wem?" Prinzessin: „Den Sie vorhin von mir bekamen." Carlos: „Vom König? und an wen? An Sie?" Prinzessin: „O Himmel! wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den Brief! Heraus damit! Ich muß ihn haben!" Carlos: „Vom König Briefe? Und an Sie?" Prinzessin: „Den Brief! Im Namen aller Heiligen!" Carlos: „Der einen Gewissen mir erklären sollte? Diesen?" Prinzessin: „Ich bin des Todes! Geben Sie!" Carlos: „Den Brief!" Prinzessin (in Verzweiflung die Hände ringend): „Was hab' ich Unbesonnene gewagt!" Carlos: „Den Brief, der kam vom König? Ja Prinzessin! Das ändert freilich Alles schnell, das ist (den Brief frohlockend emporhaltend) ein unschätzbarer, schwerer, theurer Brief, den alle Kronen Philipp's einzulösen zu leicht, zu nichtsbedeutend sind! Den Brief behalt' ich" (geht ab). Prinzessin: „Großer Gott! ich bin verloren." Hier nun beging Mattausch die entsetzliche Unvorsichtigkeit, den Brief auf dem Theater zu verlieren, eh er abging. Er war nun also in der Gewalt der Prinzessin, die zu dem großen Monolog in der Scene zurückbleibt. Um das höchst Kritische dieser

Situation ganz zu durchschauen, muß zweierlei erwogen werden. Erstlich, daß von diesem Briefe die Motive aller darauf folgenden Schritte der Prinzessin abhängen, und daß eigentlich das Stück zu Ende ist, wenn sie den Brief zurückerhält. Zweitens, daß die Scene vor den Franzosen gespielt wurde, die eben erst als Feinde eingezogen waren und bei denen eine gute Vorstellung einer geglätteten Tischplatte gleichen muß, auf der kein Staubkorn haftet; daß diese Franzosen den Gang der Handlung mit der größten Aufmerksamkeit verfolgten und jetzt eine Aufregung, eine Unruhe blicken ließen und endlich einen Lärm machten, als bräche das ganze Publicum zum Weggehen auf. Eboli, die höchst talentvolle, besonnene Bethmann, stand auf der einen Seite der Bühne, jedoch ohne den Brief wahrzunehmen. Vielmehr warf sie ihre Blicke überall im Publicum umher, um dort vielleicht die Ursache der allgemeinen Aufregung zu finden, die sie nicht zum Worte kommen ließ. Denn es geschah damals wol, daß Siegesnachrichten, Bulletins im Theater von Generalen vorgelesen wurden. Nirgends einen Aufschluß entdeckend, fällt ihr Auge endlich auf die Bühne selbst und — auf den Brief. — Bis hierher hatte ich, als ich bald darauf nach Weimar kam und bei Goethe speiste, über Tische den Vorfall erzählt

und bat ihn nun zu rathen, was die Bethmann wol in diesem Augenblicke gethan haben möchte; denn er hatte uns vorher auch lange auf den Namen des damals noch anonymen Verfassers von dem Lustspiel „Das Räthsel“ rathen lassen. Er stand einige Augenblicke an, und Frau von Goethe, die kurz vorher ihren Ehrentag gehalten, meinte, sie würde gethan haben, als sehe sie den Brief nicht. „Da wären denn freilich Madame wohlfeilen Preises davongekommen,“ erwiderte Goethe, und foderte mich auf weiter zu erzählen. „Denn wer kann errathen,“ fügte er hinzu, „was eine kluge, verständige Schauspielerin in so kritischem, dringendem Augenblick thut!“ — Die Bethmann, in demselben Moment, als sie den Brief erblickt, bezeigt die höchste freudigste Ueberraschung und stürzt mit der auffallendsten Hast auf den Brief hin, ergreift ihn begierig, durchfliegt ihn mit vor Hoffnung funkelnden Augen und — wirft ihn endlich mit dem Gest getäuschter Erwartung wieder hin, als sei es ein falsches Papier. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, um das höchst Verdienstliche und Ueberraschende dieser besonnenen Handlung ganz zu würdigen, durch welche die auseinandergerissenen Fugen eines so herrlichen, ergreifenden Kunstwerks mit dem einzigen Griff einer kleinen, aber verständigen

Frauenhand wieder zusammengefaßt und zusammengehalten wurden. Alles brach auch in einen solchen Beifallssturm aus, daß das ganze Haus davon erbebte. — Als ich Tags darauf durch Leipzig reiste und einige Zeit auf die Pferde warten mußte, entwarf ich schnell einen kleinen Aufsatz über diesen Vorfall, welcher dann in der „Eleganten Zeitung" erschien. Die treffliche Bethmann schrieb mir bald darauf in Bezug auf diese Notiz wörtlich:

„Meinem lieben Herrn Schmidt eil' ich zu melden, daß ich bereits auf die Einladung des Herrn Sonnleithner, die ich vorzüglich Ihrer gütigen Verwendung verdanken muß, geantwortet habe. Auch das muß ich Ihnen mittheilen, daß ich vorgeschlagen, 15 Rollen mit meinem Mann zu spielen, und ein Verzeichniß von ungefähr 24 Stücken gesendet habe, wovon man die wählen kann, worin man glaubt uns am besten beurtheilen zu können, denn wir sollen doch wol eigentlich die Feuerprobe vom Publicum und die Wasser- und Giftprobe von den Schauspielern aushalten; die Gelehrten ungerechnet, die uns wieder durch die Reim- und Prosaprobe jagen werden. Ich habe auch geschrieben, daß die Reise nach Wien viel Geld kostet. Ich habe sie schon ein mal gemacht und trotz der Generosität des Baron Braun doch viel zugesetzt. Ich habe also für uns Beide für 15 Vorstel-

lungen, die in drei Wochen abgemacht werden müssen, 400 Dukaten Gold nebst einer Benefizvorstellung und freier Wohnung gefodert, was nicht mehr ist, als ungefähr Iffland bekommen hat und ich überall erhielt.

Für die ehrenvolle Art, wie Sie meiner in der «Eleganten Zeitung» gedacht, danke ich recht sehr. Es wäre nur zu wünschen, daß wir hier viele solche aufmerksame und feinfühlende Zuhörer hätten, so würde mancher feine Zug vom Schauspieler nicht verloren gehen, der zwar im Augenblick vielleicht bemerkbar wird; aber das erfährt kein Mensch, denn es ist hier Mode, seine Gefühle hübsch zu unterdrücken, das ist vornehm und galant. Und so wird denn Alles, wenn der Vorhang fällt, in das ewige Reich der Vergessenheit geworfen, bis auf die Kritik des Fehlerhaften, die wird in allen Zeitungen von hungrigen, verliebten Poeten ausposaunt, das Gute schlecht, das Schlechte gut genannt, wie es eben das Interesse der Herren erfodert. Leben Sie wohl und seien Sie in Wien so hübsch freundlich gegen uns wie hier, so wird sich recht innig freuen Ihre u. s. w."

Ich kann mich nicht enthalten, hier zugleich noch die Mittheilung des kleinen aber überzeugenden Beweises hinzuzufügen, daß diese herrliche Frau auch im Lebensverkehr eine liebenswürdige Besonnenheit und

Mäßigung beobachtete, die zugleich auch von ihrer Menschenkenntniß ein gewinnendes Zeugniß ablegt. Friederike Unzelmann, wie sie früher hieß, hatte nämlich Bethmann als jungen, hübschen, gutmüthigen Mann, um dessen bisheriges tägliches Treiben und Gebahren sie sich wol schwerlich viel mochte bekümmert haben, geheirathet; daher sollte sie gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe eine überraschende Erfahrung machen, bei der es umsomehr zu bewundern war, daß sie sich mit Beseitigung alles weitern Unangenehmen so klug dabei zu fassen wußte. Doch am besten, ich lasse den Helden der Thatsache selbst, der mir den Vorfall erzählte, zu Worte kommen:

„Ich war eben," begann er, „noch ein junges Blut, das, auf sich beschränkt, nach allerlei Zeitvertreib herumtappte, und so verfiel ich endlich auf das unselige Hazardspiel, womit ich meine Nächte oft bis an den frühen Morgen verbrachte. In den ersten Tagen unserer Ehe mochte es noch hingehen, ich kam nur noch zur Bank, um ein oder zwei Stündchen dort zu bleiben. Aber bald genug trieb mich der böse Spieldämon wieder an,. daß ich erst gegen 3 Uhr früh nach Hause kam, wo ich sehr unangenehm und fühlbar überrascht wurde, meine liebe junge Frau noch außer dem Bette wach zu finden. Indessen äußerte sie kein,

am wenigsten ein böses Wort. Wie froh war ich und wie fest nahm ich mir vor, solche Störung nie mehr zu verursachen; auch hielt ich einige Tage Wort; doch endlich wurde der rastlose Dämon wieder wach in mir, blieb Sieger über meine bessern Entschlüsse, und ich verspätete mich wieder bis gegen 3 Uhr früh. Nun wissen Sie, wir wohnen hier in einer langen Straße und haben einen Balcon. Diesen nun sah ich, wie ich mich dem Hause näherte, zu meinem Schrecken erleuchtet und fand auch mein Weibchen darin häuslich beschäftigt. Kein Wort des Vorwurfs, aber um so tiefer der Eindruck auf mich. Um kurz zu sein, ich konnte wol noch einige mal dem unglücklichen Hang nicht widerstehen, kam aber mit jedem neuen Tag um eine halbe, ja um eine ganze Stunde früher nach Hause; so sehr hielt mich der Balcon im Zaum, bis ich endlich das Haus gar nicht mehr verließ und nun nicht mehr die Spielbank besuchen möchte und könnte, und wenn ich jedesmal die ganze Bank als Gewinn mit nach Hause nehmen sollte!" Habe ich wol nun Unrecht, wenn ich hier beifüge: Ein gutgemeinter Wink durch den Spiegel für so manche Frau und ein freundlicher Nachruf der großen Künstlerin, der ihr jetzt lieber sein wird als alles Applaudissement der Erdenwelt!

Wie weit in dieser höchst bedenklichen Zeit bei Iffland, auf dem doch bei der Abwesenheit des Königs die ganze Last des Theaters in Berlin ruhte, der früher erwähnte patriotische Eifer ging, davon sollte er mir bald einen überzeugenden Beweis geben, indem er mir eines Morgens ein Manuscript überbrachte, mit dem Ersuchen, ich möchte es doch lesen und ihm meine Meinung darüber sagen. Es war ein Schauspiel in fünf Acten und hieß: „Wohin?“ Um den Inhalt und die Tendenz des Ganzen klar anzuzeigen, genügt es, den Titel zu erklären. Thomas Germanus findet den drückenden Einfluß und den Uebermuth eines benachbarten, aber mächtigen Staates und die Unentschlossenheit Derer, die in seinem Vaterland mit an das Staatsruder gestellt sind, ganz unerträglich, nirgends aber eine Zuflucht, um sich dem Allem zu entziehen, als darin, daß er Landfuhrmann wird, um wenigstens von Ort zu Ort zu kommen und sich dadurch von dem quälenden Anblick entfernt zu halten. Am Schluß wandert er mit seinem Sohne Hermann Germanus, Secretär des Ministers, und mit seiner ganzen Familie in gleicher Absicht aus, nach Lappland. Eine Rede Hermann's in der Unterredung mit dem Minister im fünften Act lautet: „Mangelt es uns an Sinn und Gefühl für

unsern Namen, für unsere Verfassung, für gute Herrscher, für die Thaten unserer Vorfahren? Warum wird dies heilige Gefühl von unsern Führern kalt aufgenommen? Warum wird der Geist unterdrückt, der überall aufflammt? Weshalb werden unsere öffentlichen Blätter kriechende Lobreden für das Ausland und marklose Anzeigen für unser Thun? Weshalb soll nirgends der Geist wehen, der sich so ehrwürdig verkündet?" So sagt Thomas Germanus, der Vater, und eben der, welcher Landfuhrmann geworden ist, im zweiten Act in der dritten Scene:

„Aber die Menschen gehen mich an, die sind mehrentheils ebenso aus ihrer Verfassung gerissen wie die Grundsteine der Kirchen und Thürme aus dem Erdboden. Wo ein ganzes Land seine Röcke ablegt, neue Zeichen aufsteckt und andere Farben anstreichen muß, da ist Alles geändert. Der Sinn wird starr, die Freude findet sich nicht, das Lachen stirbt ab, das Vertrauen geht nicht mehr herüber und hinüber, die Gesichter legen sich in kunstgerechte Falten. Es ist einem da nicht mehr wohl zu Muthe. Soll's Gott wissen, nicht einmal mehr beim Weine! Sie fassen die Gläser mit spitzen Fingern, lassen den Wein wie bittere Magentropfen über die Lippen hinein, zahlen die Gebühr langsam, drücken den Hut in die Augen

und gehen dicht unter den Fenstern an den Mauern hin, zur Lebensfristung, nach Hause ins Kämmerlein. Es wird ja mit dem Gedankenzwange meiner Seel! auf manchen Punkten, wie es vor zweihundert Jahren mit dem Glaubenszwange gewesen ist. Drei Theile unserer eigenen Zeitungen sprechen von Niemand mehr gerade aus, als von dem Dey zu Algier. Entweder sind sie gewonnen oder geängstigt. Die Gespräche sind auf Schrauben, denn es gibt Namen von Menschen und Ländern, die man nicht aussprechen kann, ohne daß die Angstseelen die Kinder dicht an sich ziehen, nach Hut und Stock greifen und unversehens über Stock und Stein nach Hause flüchten. Die Leute glauben an Alles, nur nicht an sich selbst, und jauchzen um das Goldene Kalb mit Zittern. Es ist auch mein Lebelang nicht so engherzig und kleinlaut in der Welt zugegangen. Meiner Seel! ich mag den Wein nicht trinken, er steigt mir zu Kopfe, wenn ich an das zahme Volk denke, das den Herrgott meistert, seine besten Regenten bekrittelt, aber fremden Uebermuth sich aufs Herz treten läßt, ohne zu mucksen" u. s. w. Und solche Gesinnungen und Gefühle sprechen sich auf dieselbe Weise in jeder Scene aus, oder, was die Tendenz in ein noch grelleres Licht stellte, die Furchtsamkeit der Zaghaften wird durch die komi-

sche Person des Stücks lächerlich gemacht. Aus diesem Allem kann man auf das Ganze schließen, bei dem es auch gar nicht verhehlt ist, daß mit dieser angrenzenden Macht Frankreich gemeint sei. Als ich das Manuscript Iffland zurückgeben wollte, das er mir aber zum Andenken überließ, sagte ich ihm, daß jede Zeile, auch in der Schreibart, den Verfasser verrathe und daß ich mir es nicht anders denken könne, als daß es dieser eigens darauf angelegt habe, mit Anstand und Märtyrerglorie das Schicksal des Buchhändlers Palm zu theilen. Und dennoch wurde das Stück noch in demselben Jahre, bei Anwesenheit der Franzosen in Berlin, an mehren Orten unter Iffland's Namen aufgeführt. Es ist sonderbar, daß von diesem in so mancher Hinsicht sehr merkwürdigen Stücke Iffland's öffentlich noch gar nicht die Rede war, und nur dadurch erklärlich, daß es eben wegen der Art und der Zeit seines Entstehens entweder gar nicht oder sehr selten in einer Sammlung Iffland'scher Stücke erscheint.

Ich machte nun auch Zelter's, Zacharias Werner's und des ausgezeichneten Augenarztes Flemming Bekanntschaft. Der Erste, bei dem ich viele vergnügte Stunden in angenehmer Gesellschaft, besonders mit Woltmann und dessen geistreicher Gattin und

mit Flemming, seinem intimen Freunde, zubrachte, mit dem er in der damaligen Epoche in der Regel jeden Abend verlebte, gab mir einen Brief an Goethe nach Weimar mit, der auch in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter“ mit Bezeichnung seines Ueberbringers enthalten ist.

Der gute treffliche Flemming war mein Universitätsfreund von Jena aus; auch in Wien traf ich ihn zu meiner großen Freude wieder, und in Berlin griff er nun auch auf mein Ersuchen in meine dortigen Geschäfte ein. Es sei daher vergönnt, von ihm wenigstens einen Brief mitzutheilen, worin sich die Charakterzüge eines zuverlässigen, treuen Mannes abspiegeln und wo meine Geschäfte in Berlin, in die er eingeweiht war, auf eigene Weise berührt werden. Ich wähle übrigens unter vielen Briefen den ersten besten:

„Berlin, den 9. November 1807.

Wenn du mich gesehen hättest, als ich gestern deinen lieben Brief vom 3. d. empfing, so würdest du einige Bocksprünge von mir gesehen haben, die ich vor Freude über die Hoffnung, dich hier zu sehen, gethan habe.

Nun vor allen Dingen zur eiligen Beantwortung deiner Briefe, wovon ich aber nur zwei durch die Post

erhalten habe; von dem aber, den du durch die zwei Eisenstädter geschickt hast, hab' ich noch nichts gesehen. Vielleicht kommen diese Herren bald. Mit Kapellmeister Weber hab' ich mehre Conferenzen gehabt wegen deines musikalischen Dramas. Er wird dir selbst seine Ansicht mittheilen, woran ihn jetzt mehre Arbeiten — unter andern die Ballets zur «Dido» — hindern. Nun, da du herkommst, werdet Ihr weit besser mündlich darüber sprechen. Bei Iffland bin ich auch gewesen. Er behauptet, keinen Brief von dir empfangen zu haben. Er war sehr von Geschäften gedrängt, indessen hat er schnell einige Zeilen an dich geschrieben, die hier beiliegen. Er will schlechterdings mit Niemandem zu thun haben, als mit dir. Am Ende, wie mir scheint, wollen verschiedene Leute nicht, daß du dabei thätig sein sollst und daß es nicht bloßer Zufall, daß du Iffland's letzten Brief nicht empfangen hast. So viel ist gewiß, daß nur ein Mann wie du mit Iffland zu sprechen im Stande ist und daß er sich nur mündlich gegen dich über Vieles äußern kann. Er läßt dich vielmals und herzlich grüßen. Du siehst also, daß deine persönliche Wiederkunft durchaus nothwendig ist, Alles ins Reine zu bringen, ich will gar nicht hierbei Zelter's und der Singakademie erwähnen, ob ich gleich mit dir ganze Tage darüber sprechen

könnte. Nun, liebster Freund, sehn' ich mich recht herzlich nach einer baldigen mündlichen Unterhaltung mit dir. Komm doch ja, sobald du nur kannst, und mache mir keine vergebliche Hoffnung, was mich sehr schmerzen würde. Wegen Iffland ist es unumgänglich nothwendig, daß du kommst und hier bist, wenn aus seinem Engagement noch etwas werden soll. Viele andere Menschen — auch Zelter, der dich herzlich grüßt — fragen auch schon sehr nach dir! — Nun leb' wohl, du Guter, Theuerer, und eile recht bald in die Arme deines

treuen Freundes

J. H. Flemming."

Werner hatte Lust, Berlin und seine Dienstverhältnisse dort zu verlassen, und wurde allein durch mich veranlaßt, nach Wien zu gehen; freilich in einer andern Absicht (denn er wollte beim Theater angestellt werden), als sich dann wirklich bewährt hat. Zum Belege mögen hier einige Briefe von ihm an mich folgen, da ihr Inhalt zugleich so mannichfaltig charakteristisch ist:

„Hochgeschätzter theurer Freund! Entschuldigen Sie doch ja mein langes Stillschweigen auf Ihren gütigen Brief; es war hauptsächlich durch die leider jetzt getäuschte Hoffnung veranlaßt, Sie persönlich hier wie-

verzusehen. Wie sehr ich Sie liebe und schätze, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, da der liebe Gott uns Beiden Augen gegeben hat, um die uns Verwandten zu erkennen. Ich sende Ihnen eines der besten Exemplare von der «Weihe der Kraft» zum freundschaftlichen Andenken und auch noch zum Ueberfluß meinen kurzen Vorbericht, der bei der ersten Aufführung des Stücks hierselbst ausgegeben wurde. Blos zur Beschwichtigung der Schreihälse fabricirt, ist er übrigens nicht der Rede werth und verräth ebenso wenig meine eigentliche, im Prolog und mehren Stellen meines Schauspiels ungleich klarer ausgesprochene Tendenz. Letztere Ihnen ausführlich zu erörtern, muß und kann ich um so mehr einer mündlichen Unterredung vorbehalten, als ich Ihnen bereits meine Ideen über die Nothwendigkeit altchristlicher Mythologie für die romantische Tragödie entwickelt habe. Damit Sie aber nicht etwa glauben, ich lasse dicke Bücher auf der Bühne spielen, so muß ich Ihnen bemerklich machen, daß dieses Schauspiel nicht nur um mehre Scenen und überhaupt fast um die Hälfte verkürzt gespielt wurde, sondern auch, da das doch immer ein bedeutender Uebelstand ist, daß ich für die Zukunft fest entschlossen bin, nie ein anderes aufführbares Schauspiel als ein solches zu schreiben, welches ur=

sprünglich so kurz ist, daß es ohne alle Verschnitzelung und ohne mehr als das gewöhnliche Zeitmaß zu füllen, so wie es ist, gegeben werden kann. Auf dringendes Ansuchen der hiesigen Direction habe ich (aber das sage ich Ihnen unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, um die mich Iffland, außer dem es noch Niemand weiß, äußerst gebeten hat) den ersten Theil meiner «Söhne des Thals» für die hiesige Bühne, auf der es vielleicht noch vor Ostern gegeben wird, bearbeitet; natürlich mit bedeutenden Veränderungen (Einschaltungen neuer und Weglassung alter Scenen und Charaktere), die dem Ganzen aber ersprießlich; besonders aber mit vielen Verkürzungen, die dem Wesentlichen jedoch nicht nachtheilig sind. Nun thun Sie mir den einzigen Gefallen, Niemand etwas davon, was ich Ihnen hiermit als Beweis meines größten Vertrauens mittheile, zu sagen, da ich sonst bei Iffland compromittirt und — was das Schlimmste ist — noch vor der Geburt des Kindes die Meldungskarte von allezeit druckfertigen Fingern gedruckt werden würde. Ist der erste Theil, den ich auch dramatisch interessant zu bearbeiten gestrebt habe, nicht mislungen und Sie hätten Gelegenheit, ihn nach der hiesigen Aufführung bei einem in- oder außerösterreichischen Theater anzubringen, so würden Sie

mich um so mehr verbinden, als ich bei gutem Erfolg auch den zweiten für die Bühne zu bearbeiten gedenke. Ich hörte neulich von Veränderungen bei dem Theaterwesen in Wien, die, wenn sie gegründet wären, auch unsere Plane scheitern machen würden, doch Alles, was geschieht, ist gut, damit würde ich mich auch in diesem Falle um so mehr beruhigen, als ein paar Tausend Gulden Gehalt in Papiergeld den wichtigen Schritt kaum motiviren und nach Versicherung des Johann von Müller, meines würdigen Freundes (bei dem ich mich, ohne mir etwas merken zu lassen, nur im Allgemeinen nach Wien erkundigt habe), mir dort eine immer nur sehr dürftige Existenz bereiten würden. Auf jeden Fall werd' ich Ihnen für Ihre dabei bewiesene herzliche Freundschaft stets verbunden, auch in den Plan, wenn er wider Vermuthen noch von dortiger Seite realisirt werden sollte, unter irgend nur annehmlichern Bedingungen zu entriren geneigt sein. In casu quod sic muß ich jedoch um baldige Bestimmung zu meinem Arrangement, nebst einem ausführlichen Detail dortiger Verhältnisse und Bedürfnisse, in quocunque, also auch in casu quod non, aber um Ihren baldigen Brief zu meiner Freude bitten. Vergessen Sie ja nicht, der mit Hochschätzung und Liebe sich nennt u. s. w. Berlin, den 21. Jänner 1807."

„Theurer Freund! Wiewol Sie nichts von sich hören lassen, so denke ich doch liebend an Sie. Zum Beweise dessen folgt hier der erste Theil der «Thalssöhne», von mir für die berliner Bühne (wo er in der ersten Hälfte des Monats März gespielt werden wird) bearbeitet. Wenn Sie, wie ich hoffe, das Stück annehmen, so verschaffen Sie mir gütigst so viel Honorar dafür als irgend möglich (man braucht Geld) und lassen Sie mir es citissime in Gold durch eine sichere Gelegenheit herspediren. Aber ja bald! — Macht die Censur, wie ich nicht fürchte, Einwendungen, so melden Sie sie mir gütigst. Die Censur ist eine gute Ma tante, mit der man fertig werden kann; ich will mich willig finden lassen.

Aber sein Sie nicht so ungütig, mir das Stück, ohne es zu kaufen, zurückzusenden; sonst schüttle ich apostolisch den Staub von meinen Füßen und gehe von Wien fürbaß. Weber, der hiesige Kapellmeister, hat zu den Gesängen schöne Compositionen gemacht; wegen dieser bitte ich jedoch sich an ihn selbst zu wenden, da dieser Schacher mich nichts angeht. Auch habe ich über Costüme, Decorationen, Rollenspiel des Stücks einen Aufsatz schriftlich gemacht, den ich Ihnen, sobald Ihre Antwort eingeht, nachsenden will. Item eine Anzahl gedruckter Exemplare eines historischen

Vorberichts, wie zur «Weihe der Kraft» (à propos! meinen noch von Ihnen unbeantwortet gebliebenen Brief mit dem Prachtexemplare haben Sie doch richtig erhalten? nämlich den, worin ich Ihnen die «Weihe der Kraft» sandte?), welcher historische Vorbericht an der Kasse für wenig Groschen bei Aufführung des Stücks gegen gehörigen Rabatt distribuirt werden kann. Haben Sie die Güte, diesen Brief bald zu beantworten und ohne weitere Rückfrage mir so viel Honorar als möglich zu senden. Vielleicht, das ist mein sehnlichster Wunsch, sehe und besuche ich Sie Anfang des Sommers, im Mai oder Juni, zu Wien. Schaffen Sie mir nur von dort aus Moneten oder Moses und die Propheten! — Bleiben Sie mein Freund u. s. w. Berlin, den 21. Februar 1807."

„Theuerster Freund! Verzeihen Sie, daß ich Ihren gütigen Brief vom 21. v. M. nur kurz beantworten kann, da ich jetzt jede mir übrige Minute anwenden muß, um den ersten Theil von der neuen Auflage der «Thalssöhne» noch zur Ostermesse zu befördern. Sie ist auch ganz anders wie das Theatermanuscript. — Ich danke Ihnen tausend mal für Ihre gütigen und echt freundschaftlichen Bemühungen in Betreff meiner; Gott segne unsere Studia! Das wünsche ich um so mehr, da ich bei der lebhaftesten

Sehnsucht, Sie und Ihre schöne Umgebungen zu sehen, doch diesen Wunsch bei meinen jetzigen beschränkten Umständen schwerlich ohne Unterstützung werde realisiren können. Wir leben hier zwischen Furcht und Hoffnung. Haben Sie die Güte, mir baldmöglichst etwas Bestimmtes zu schreiben und nicht zu vergessen Ihren u. s. w. Berlin, den 9. April 1807."

„Theuerster Freund! Ihr letztes gütiges Schreiben hat mich bestimmt, Ihren Wunsch und den meinigen baldmöglichst zu erfüllen, demzufolge gedenke ich Dienstag den 27. April von hier nach Wien abzureisen. Ich gehe mit der ordinären Post über Dresden (wo ich nicht lange bleiben, sondern blos durchgehen werde) und über Prag (wo ich unausbleiblich wenigstens acht Tage mich aufhalten muß). Sonach würde ich den 15. Mai circa in Wien aufs allerspäteste (sodaß ich dort die Pfingstfeiertage genießen kann) unausbleiblich eintreffen. Nun geht meine Bitte an Sie, theuerster Freund, mir in einer der dortigen Vorstädte eine chambre garnie so klein, einfach und wohlfeil wie möglich vom 15. Mai an vorläufig auf einen Monat zu miethen. Hauptsächlich wünscht' ich, daß ich eine gute Aussicht ins Freie habe, da ich schöne Gegenden sehr liebe, an denen Wien, wie ich höre, sehr reich ist, und Vormittags häufig zu Hause

arbeiten will, wo ich dann gern eine schöne Aussicht hätte. Kann das nicht sein, so möcht' ich auch ebenso gern in einer volkreichen Straße wohnen. Ferner haben Sie doch die Güte, mir einen sehr treuen Bedienten, der ebenfalls ein Bischen frisiren kann, zu miethen. Aber wie gesagt, so wohlfeil als möglich; denn ich muß mich sehr einschränken! In Prag bin ich, will's Gott, vom 4. bis 11. Mai incl. Ewig Ihr treuer u. s. w. Berlin, den 24. April 1807."

„Theuerster Freund! Die von Ihnen nach Eisenstadt engagirte Demoiselle Kroll, ein äußerst liebenswürdiges, genialisches Mädchen, für deren durch Sie zufälligerweise veranlaßte Bekanntschaft mit mir ich Ihnen sehr verbunden bin, bringt Ihnen meinen herzlichsten Gruß. Sie wird Ihnen sagen, daß und warum ich bis zum 19. hier bleiben muß und erst den 22. mit der Diligence in Ihrem lieben Wien anlangen und in Ihre mir noch liebern Arme eilen werde. Nehmen Sie mir's nicht übel, daß mich die prager Weiber, Kirchen, Schauspiele und, was mehr als Alles, das Nepomuksfest fesseln. Vor allen Dingen haben Sie die Güte, mir Kost und Logis so wohlfeil als möglich!!! zu bedingen. Adieu! auf den 22. mehr! Ich bin so froh, daß ich glaube, hier noch ein neues aufführbares Schauspiel anzufangen. Welche schöne

Gegenden sind hier! Ewig Ihr Freund u. s. w. Prag, den 6. Mai 1807."

In Wien waren wir sehr oft, fast täglich beisammen. Er besuchte mich auf mehre Wochen in Eisenstadt. Im Gespräch über seine dramatischen Arbeiten wurde Werner auf einer sehr empfindlichen Seite angegriffen, wenn man, wie ich wol zuweilen that, darin einen Widerspruch fand, daß er gern seine Stücke auf die Bühne bringen (wie es auch die Briefe beweisen) und doch die den Effect störenden mystischen Figuren und Zuthaten nicht vermeiden wollte. Eines Morgens waren wir zusammen bei dem Herrn Grafen F. Pálffy zum Frühstück geladen, wo Werner mehre Scenen aus seinen für die Bühne bearbeiteten „Söhnen des Thals" vorlas. Dies bot dem Grafen Gelegenheit, den Dichter darauf aufmerksam zu machen, daß er Anstößiges in seinen Dichtungen vermeiden möchte. „O was das betrifft", meinte Werner, „damit bin ich, wo ich war, bisher immer bald fertig geworden. Ich macht' es wie jener Reisende mit der Bauersfrau, die ihm keine Fleischsuppe kochen wollte." Befragt, wie es der Reisende denn angestellt habe, erzählte er sehr launig: der Reisende habe die Frau gebeten, da sie ihm keine Fleischsuppe

kochen wolle, so möchte sie ihm eine Steinsuppe kochen. Dazu habe sich die Frau schon der Sonderbarkeit wegen verstanden. Er habe ihr dann aufgetragen, aus dem nahen Bach schöne Kieselsteine zu holen, sie recht rein abzuwaschen und in einen Topf mit Wasser zu thun, den sie dann ans Feuer zu stellen habe. Bald darauf habe er ihr befohlen, auch Kräuter und Wurzelwerk und endlich auch ein Stück Fleisch dazu zu thun. Die Frau, immer in dem Glauben, sie koche Steinsuppe, habe ihm auch in Allem gehorcht. Auf diese Weise seien beide Theile vollkommen befriedigt worden, und ebenso sei er bisher immer gut mit seinen Sachen durchgekommen. —

Ich war mit Iffland über ein Gastspiel in Wien übereingekommen, zu dem er sich trotz des sehr bedeutenden Antrags, den ich ihm im Namen des Fürsten Esterházy zu machen hatte, und trotz seiner bedrängten Lage und besonders auch seiner höchst kritischen Theaterdirection in Berlin nicht entschließen konnte, d. h. seinen König und seine Stelle zu verlassen. Bei diesem Gastspiele konnte er dann vielleicht persönlich das Geschäft wegen der Theaterdirection in Wien mit dem Fürsten abschließen; es hätte im nächsten Sommer statthaben sollen, hatte aber erst im darauffolgenden Sommer 1808 wirklich statt. Nachdem ich in Berlin

noch einige Engagements für das fürstliche Theater in Eisenstadt getroffen hatte, reiste ich durch einen großen Theil der französischen Armee, die noch immer von Weimar und Leipzig über Wittenberg heraufzog, nach Weimar und ließ mich trotz allen Zuredens der Postmeister und Postillons nicht abhalten, meinen Weg auch des Nachts ganz einsam fortzusetzen. Es war dann manchmal recht schauerlich anzusehen, wenn ich durch die gedehnten Reihen der französischen mondbeglänzten, damals sogenannten Eisenmänner, auf beiden Seiten von ihnen umgeben, so ganz allein in meiner Kalesche hindurchfuhr. Mir geschah nichts, vielleicht weil mir's eben ganz gleichgültig war, was mir immer hätte geschehen können. Denn so ist das Leben; ich hatte wenige Monate vor meiner Abreise den herzzerschneidendsten Verlust durch den Tod erlitten!

In Weimar blieb ich nur sechs Tage, da ich meine guten Aeltern vom Kriegstrubel ziemlich unverletzt und die Lage und Verhältnisse der Theatermitglieder anders gefunden hatte, als vorausgesetzt worden war. Denn das Theater hatte sich keineswegs aufgelöst, und so waren auch hier die bessern Mitglieder wenig geneigt, es zu verlassen, bis auf Madame Beck, eine sehr brave Schauspielerin, mit der ich abschloß, und

Herrn Haide, wegen dessen ich jedoch erst nach Wien schrieb und wohlweislich vorher ein Gastspiel anrieth, bevor man ihn engagire. Er hatte als Ersatzmann für den damals so beliebten Schauspieler Lange einen harten Stand und zu wenig saliantes Talent, als daß ein entsprechender Erfolg zu verbürgen gewesen wäre. Auch in Bezug auf die andern vorzüglichen Mitglieder unterließ ich jedoch nicht, meinem Auftrag gemäß weitere Schritte zu thun, worüber mir Goethe, als ich vor meiner Abreise das letzte mal bei ihm speiste, das aus seinem Munde mir höchst erfreuliche Zeugniß gab, daß er meine Schritte, die ihm nicht unbekannt geblieben wären, ganz gebilligt, und daß ich es zu vereinigen gewußt habe, meinen Pflichten ganz treu zu bleiben und doch dem Theater in Weimar nicht nachtheilig zu werden. (Noch im Jahre 1828, wo ich das letzte mal die Freude hatte, ihn in Weimar zu sprechen, erinnerte er sich an dies Zeugniß.) Zugleich bedauerte er, daß es nicht möglich gewesen sei, mich während meines Aufenthalts seinen „Egmont“ sehen zu lassen. Ich hätte dabei abnehmen können, auf welche sinn- und effectvolle Art Klärchens Erscheinung am Schlusse, die er nun beschrieb, plastisch bewirkt würde. Ich fragte ihn hierauf, ob das Stück noch mit den Abänderungen in Weimar gege-

ben würde, wie sie mir von Iffland's Gastspiel her, der 1796 den Egmont als Gast gab, erinnerlich waren. Goethe fragte, worin sie bestanden hätten. Ich erwähnte nur die eine, daß nämlich bei der Unterredung Egmont's mit Ferdinand im Kerker, im fünften Act, auch Alba im weiten schwarzen Gewande mit der Kapuze über den Kopf herabgezogen und dem Henkerschwert an der Seite gegenwärtig gewesen sei und daß dann Egmont bei einem Ausbruch seines Unmuths (es war bei der Rede: „Und ich falle ein Opfer seines (Alba's) niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja ich weiß es und darf es sagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es sagen, mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht") noch die Worte hinzugefügt habe: „Ja ich darf es sagen, und wenn Herzog Alba selbst es hören sollte", womit er Alba die Kapuze vom Gesicht herabriß und dieser in seines Nichts durchbohrendem Gefühle dastand. „Ja", erwiderte Goethe, „ich erinnere mich, daß es damals so arrangirt war und zwar von Schiller selbst. In Schiller'sche Stücke hätt' es auch wol gepaßt; allein das ist mein Genre nicht." Dies ganz seine eigenen Worte.

Auch Eckermann, den dankbar getreuen Gefährten

Goethe's in seinen letzten Tagen, lernte ich in diesen Tagen bei Goethe kennen. Er war Tischgenosse und als solcher angenehm und bescheiden. Bei meinem Abschied von Weimar verehrte er mir seine vielseitig schätzenswerthen „Beiträge zur Poesie". Sie zeugen von seiner meist ganz eigenen, d. h. aus sich selbst erworbenen Bildung in ästhetischer Beziehung. Was ihn aber Goethe noch schätzenswerther machte, waren seine Naturkenntnisse, die er sich fast von Kindheit auf bei seinen einsamen Gängen durch Thal und Wald gleich praktisch gesammelt hatte.

Diese glückliche Constellation befähigte ihn auch, mit der Farbenlehre Goethe's sich bald so vertraut zu machen, daß er sogar mit manchem neuen Beitrag dazu Goethe zur Hand gehen konnte.

In das Buch, das ich ihm verdankte, hatte er mit einer recht sinnigen Anspielung auf diese Lehre ein kleines Gedicht zum Andenken geschrieben, womit er mir eine Freude machte, die jetzt noch im hohen Alter mit gleicher Dankbarkeit erkannt wird und im Innern nachklingt.

Die wenigen Verse mögen daher auch hier eine geeignete Stelle finden:

Siehst du auf grüne Streifen neben grauen,
So werden bald die grünen roth erglänzen.
So, was du Lückenhaftes hier wirst schauen,
Vor deinem Geiste wird es sich ergänzen.

Weimar, den 27. August 1828.

Eckermann.

Beim Abschied von Weimar drang ich mit der wiederholten Bitte in Goethe (es war schon früher mehrmals davon gesprochen worden), in diesem Sommer nach Wien zu kommen, wo ich Quartier und alles Nöthige für ihn besorgen und bereit halten würde. Er sagte die Erfüllung der Bitte halb zu, sowie er auch versprach, einige seiner Stücke für Wien bearbeitet zu schicken. Darauf nun beziehen sich folgende Briefe, die ich bald darauf in Wien von ihm erhielt:

„Sie haben mir, werthester Herr Schmidt, durch Ihre Briefe viel Vergnügen gemacht, durch die Sie mich theils von dem Zustande der so wichtigen Entreprise ferner benachrichtigen und zugleich die vertraulichen Eröffnungen fortsetzen. Nunmehr tritt aber ein Umstand ein, über den ich mich auch ganz aufrichtig erklären möchte, damit ein wechselseitiges Vertrauen nicht etwa gestört werde. Madame Beck, als die Anweisung jenes von Wien aus ihr zugestandenen Vorschusses hier ankam, behauptete, wegen des niedrig stehenden Curses nicht die sämmtlichen hiesigen Schul-

den auf einmal tilgen zu können, und verlangte, man sollte das ihr von fürstlicher Commission garantirte Capital noch fernerhin gestunden und ihr Frist geben, von Wien aus diese Post zu bezahlen. Man schlug ihr dieses ab und sie trat nunmehr mit dem Gesuche hervor, daß man sie bei dem hiesigen Theater behalten möge. Hierauf wurde sie beschieden, daß, da sie einmal ihren Abschied genommen und mit der wiener Direction contrahirt, man sie nicht eher hier wieder aufnehmen werde, als bis sie von dort ihre Entlassung erhalten. Ich melde dieses nachrichtlich, damit kein Misverständniß entstehe, wenn Madame Beck über diese Sache nach Wien schreibt. Empfängt sie von dort hinreichenden Vorschuß, daß sie ihre hiesigen Schulden bezahlen kann, so wird man nicht anstehen, sie zu entlassen. Entläßt man sie dort, so wird man kein Bedenken haben, sie hier wieder anzunehmen, weil sie zwar eine sehr wunderliche Frau, doch eine sehr brauchbare Schauspielerin ist. Dabei versteht sich von selbst, daß sie bis zu ausgemachter Sache auf dem hiesigen Theater nicht auftreten, noch auch hier einige Gage erhalten kann. Haben Sie die Gefälligkeit, mir die dortigen Entschließungen zu melden.

Die verlangten Stücke lasse ich abschreiben und werde mir ein Vergnügen machen, damit zu dienen.

Empfehlen Sie mich den Herren, die meiner mit Neigung gedenken, auf das allerbeste. Es sollte mir ein großes Glück sein, wenn die Umstände mir erlaubten, bald eine persönliche Aufwartung zu machen. Wenn die Kriegsbewegungen mich nicht verhindern, so gehe ich nach Pfingsten ins Karlsbad und wünsche vorher noch einige Nachricht von Ihnen zu erhalten. Mich bestens empfehlend u. s. w. Weimar, den 27. März 1807."

„Durch Demoiselle Degeman, welche in Wien gewiß sehr willkommen sein wird, übersende ich die neue Bearbeitung von «Götz von Berlichingen». Ich bitte sie nur vertrauten Händen zu übergeben, und wenn sie allenfalls, aus gewissen Ursachen, nicht benutzt werden kann, mir das Exemplar bald zurückzuschicken. Einiges Andere soll bald nachkommen. Haben Sie die Gefälligkeit, mir Ihre bestimmtere Adresse, als ich jetzt weiß, mitzutheilen, damit ich gewiß sei, daß meine Sendungen bei Ihnen eintreffen. Ich wünsche recht wohl zu leben und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken. Weimar, den 3. April 1807."

„Sie erhalten, werthester Herr Schmidt, durch Herrn Haide, den ich Ihnen nicht zu empfehlen brauche, drei Stücke: «Egmont», «Stella» und «Das Räthsel». Ich wünsche, daß etwas davon brauchbar sein

möge. Empfehlen Sie mich bestens den hohen Theilnehmern und lassen mich von Zeit zu Zeit hören, wie die Anstalt gedeiht. Alles Gute wünschend u. s. w. Weimar, den 3. Mai 1807."

„Da sich mir, mein werthester Herr Schmidt, eine Gelegenheit darbietet, Ihnen von meinem karlsbader Aufenthalt und meinem Befinden einige Nachricht zu geben, so versäume ich solche nicht. Herr Cramer von Quedlinburg, ein junger Mann, der mit der deutschen Literatur sehr bekannt und in mehr als einem Sinne schätzenswerth ist, macht die Reise nach Wien, nachdem er einige Zeit hier mit uns gelebt. Ich bitte ihn gut aufzunehmen und ihm förderlich zu sein, daß er bedeutende Männer kennen lerne. Er kann Ihnen erzählen, daß ich mich hier ganz wohl befinde, und ich selbst kann sagen, daß mir die Cur recht gut anschlägt, sodaß ich manchmal verführt werden könnte, meinen Vorsatz auszuführen und Sie in Wien zu besuchen. Nur macht mein Uebel manchmal Paroxysmen, die ich befürchten muß, gerade wenn ich mich am wohlsten fühle, und nur diese Sorge hält mich ab, an eine weitere Reise zu denken. Ich wünsche zu vernehmen, daß Sie sich wohl befinden, sowie ich mich Denen, die sich meiner erinnern, bestens zu empfehlen bitte. Karlsbad, den 24. Juni 1807." —

In Dresden leitete ich das Engagement des Schauspielers Ochsenheimer ein, sowie auch das der Madame Vohs, der ich von dort nach Frankfurt schrieb. Beide Engagements kamen auch zustande. Haide gefiel in Wien nicht, denn er war den gesteigerten Anfoderungen des Publicums nicht gewachsen. Er kehrte daher bald nach Weimar zurück. Endlich im Sommer 1808 kam Iffland nach Wien, um fürs erste dort Gastrollen zu geben, bei denen er auch eine enthusiastische Aufnahme fand. Durch meine Vermittelung bei dem Fürsten Esterházy spielte er auch als Gast in Presburg, wo eben ungarischer Landtag, folglich der Kern der Nation versammelt war. Am Schlusse gerufen, erlaubte sich Iffland (trotzdem, daß die Franzosen noch in Berlin waren) zu sagen: daß der heutige Tag der schönste Tag seines Künstlerlebens sei, da es ihm an demselben vergönnt gewesen, sein Talent vor einer Nation zu entfalten, die sich durch ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus so rühmlich in den Annalen der Geschichte auszeichne. Der Fürst kam von Presburg spät in der Nacht nach Eisenstadt, ließ mich sogleich rufen und empfing mich mit den Worten: „Sie haben was Schönes angefangen mit Ihrem Iffland'schen Gastspiele in Presburg. Was fällt denn dem Manne ein, uns vom Theater

herab politische Lobsprüche zu geben? Ich hatte ihm mehr Unterscheidungskraft (discernement) und Klugheit zugetraut." Hatte sich also Iffland von dieser Seite mit der Anrede keinen Dank verdient, so war es von anderer Seite noch weniger der Fall, sogar mit großer Gefahr verbunden; denn wie er mir dann 1809 in Berlin noch in Bezug auf diese Anrede selbst erzählte, hatte ihn Davoust gleich nach seiner Ankunft dort rufen lassen und zu ihm gesagt: „Sie haben sich unterstanden, in Presburg politische Anreden zu halten. Sehen Sie, dort" — indem er ihn an einem Knopf am Rocke faßte, an das Fenster zog und ihm die breiten Steine auf der Straße zeigte — „könnt' ich und sollt' ich Sie vielleicht gleich bestrafen lassen; doch will ich's diesmal noch für einen Theatercoup ansehen, rathe Ihnen aber wohlmeinend, ein anderes mal klüger zu handeln."

Iffland wünschte auch Joseph Haydn zu sehen und zu sprechen, der damals schon im hohen Alter stand und fast immer kränklich war, daher er sein kleines Haus in Gumpendorf (einer Vorstadt Wiens) nicht mehr verließ. Ich führte Iffland zu ihm und war Augenzeuge von Scenen, die mir unvergeßlich sind; denn Haydn schätzte Iffland über Alles und segnete bei seinem Erscheinen den Augenblick, wo er über die

Schwelle seines Hauses eingetreten war. Doch Iffland selbst schickte mir dann von Berlin einen schriftlichen Aufsatz, diesen Besuch betreffend, mit der Bitte, ihn durchzusehen und ihm mein Urtheil darüber zu schreiben; und dieser Aufsatz ist zu interessant, als daß ich ihn nicht hier folgen lassen sollte:

„Mittwoch Vormittag, den 7. Sept. 1807, ward von Herrn Schmidt, Director des fürstlich Esterházy'schen Theaters in Eisenstadt, der mich bei Joseph Haydn einführte, zu diesem Gange ausersehen. Es war das Fest von Mariä Geburt, heiteres Wetter; das gute, treue, frohsinnige Volk wallte in Menge aus den Kirchen heim zu den Seinen. Andere Scharen zogen erst ein in den Tempel, aus dessen weit offenen Thüren die Menschenmasse, der herzerhebende Gesang, die Weihrauchwolken hervorquollen und das Herz in freudige, fromme Bewegung setzten. So kamen wir aus den dichten Zügen der feierlich gestimmten Menge nach und nach in den ruhigern Lebensverkehr und so allmälig in die stille Gasse, wo Haydn wohnte. Als wir vor der Hausthüre angekommen waren, sahen wir genau umher, wie die Stelle umgeben ist, welche Haydn auserwählt hatte, um zu ruhen nach des Tages Last und Hitze. Friede, Ruhe, Stille! Außerdem die gewöhnliche Lebensumgebung arbeitsamer Menschen.

Vermuthlich hat er diesen Platz gewählt, den nichts auszeichnet, weil er Denen bequem gelegen ist, die ihn lieben und die er liebt. Vielleicht auch haben seine Freunde ihn bestimmt, hier seinen Aufenthalt zu wählen, weil er hier Stille findet, die er sucht, und schnell Hülfe finden kann, wenn er ihrer bedarf. Wir treten in sein helles, freundliches Haus, wir werden zutraulich begrüßt.

Der Herr sei daheim, sagt die Magd, wir möchten nur oben etwas verziehen, er komme eben mit dem Diener aus dem Garten. Sobald er heraufgekommen, wolle sie anfragen. Sein Gang sei aber etwas langsam. Wir möchten uns gedulden. Wir werden in ein Zimmer geführt, neben welchem ein Cabinet mit kleinen Notenstücken von seiner Hand und Composition, mit Blumenkränzen jedes eingefaßt, verziert ist. Eine kostbare Wand, sagten wir schmerzlich, die einst einen noch höhern Preis haben wird. — Im Zimmer daneben war sein Gemälde zu sehen, wie er einst war. Ein durchdringender, weit hinausreichender Blick! — Nach einer Weile tritt die Magd ein und sagt sehr freundlich, der Herr sei nun oben und warte unser. Wir treten in einen Saal: Haydn saß, das Gesicht nach dem Fenster gerichtet, völlig angekleidet, den Hut in einer Hand, den Krückstock und den Blumenstrauß

in der andern. Der Diener stand hinter seinem Stuhle, vor welchem Stühle für uns gesetzt waren. Er machte eine Bewegung aufzustehen, der Bediente half ihm dazu, und so trat er uns, die Hand über die Augen gehalten, einige Schritte entgegen, wobei er die Beine etwas mühsam auf dem Boden nach sich zog. Er reichte dann Herrn Schmidt die Hand und neigte den Kopf mit freundlicher Miene gegen mich, den er zu einem Sitze führte; wir nahmen Alle Platz. Das Athemholen ward ihm schwer, wir suchten also ein gleichgültiges Gespräch anzufangen, worauf es seinerseits keiner Antwort bedurfte, damit er Zeit gewänne, sich zu sammeln. Er sah oft auf die Blumen in seiner Hand und nahm sichtbar Erquickung von ihrem Duft. «Ich habe heute meine Andacht in der Natur gehalten», sagte er. «Ich kann nicht anders»; hier zogen sich seine Augen zum Weinen zusammen. «Es ist auch so am besten», setzte er mit zum Himmel aufgerichtetem Blicke hinzu. Unsere Antworten sind von keiner Bedeutung, aber bei dieser Stelle kamen wir darauf, wie er so innig und herrlich die Natur geschildert habe, wie treu er ihr gelebt haben müsse. «Die „Jahreszeiten“, ja die „Jahreszeiten“», fiel er mit einer Art Heftigkeit in die Rede, «die „Jahreszeiten“ haben mir den Rest gegeben. Ich

wollte doch, ich wollte doch» — Hier suchte er nach Ausdrücken und bewegte sich lebhaft hin und her. «Aber die Worte sind auch gar zu wenig. Nein, sie sind wahrlich zu wenig. Ganze Tage habe ich mich mit einer Stelle plagen müssen und dann, dann, nein! das glauben Sie nicht, wie ich mich gemartert habe.» Hier stieß er mit dem Stock auf den Boden, der Bediente sah ihn freundlich bittend an. «Hm! es ist wahr», sagte er, «du hast Recht! Es ist vorbei und abgethan.» Darauf setzte er sich wieder in seine vorige Lage. «Ja, ja, es ist vorbei! wie Sie sehen, und die „Jahreszeiten" sind schuld daran. Ich habe überhaupt in meinem Leben viel und schwer arbeiten müssen.» Nach einer Weile: «Ich habe nicht leicht gearbeitet, nein, nicht leicht! Meine Jugend war schwer! sehr schwer!» Er erzählte dann, wie er in seinen frühern Jahren bei den Michaelern sehr hoch gewohnt und eine große Stiegenzahl, die er nannte, täglich gar oft habe auf- und niedersteigen müssen. Indem er auf die Brust deutete: «Sehen Sie, das kommt nun nach und wirft mich nieder! Aber es ist eine Niederlage mit Ehre; es war sauere Arbeit, allein Gott hat geholfen!» Er kam dann auf die Theater, wie es ihn schmerze, nichts Neues mehr zu hören, aber es gehe durchaus nicht mehr an. Hier-

auf sagte er mir etwas Verbindliches, wie er mich vor acht Jahren gesehen habe, einige Worte über meine Schauspiele. Er sah mich eine Weile an und dabei nickte er mir etliche male überaus freundlich zu. Ich bat ihn, zu gestatten, daß ich die geliebte Hand, welche der verehrte Greis mir darreichte, auf mein Herz legen dürfte. Rasch reichte er mir beide Arme dar, küßte mich und weinte von Herzen. «Mir ist wohl! recht wohl!» sagte er, «aber ich kann jetzt nicht mehr anders, wenn mich etwas erfreut, muß ich weinen, das will ich nicht; ich kann es aber nicht anders. Ehedem war es anders, ja ehedem!» Dabei sah er wie in weite Ferne nach dem Fenster hin und seufzte. Wir kamen dann nach und nach auf eine vortreffliche Messe von Haydn, die wenige Tage zuvor in Eisenstadt von der fürstlich Esterházy'schen Kapelle trefflich ausgeführt worden war. Besonders hatte mich das Credo in dieser Messe hingerissen. Haydn sprach mit großer Lebhaftigkeit von seiner Kirchenmusik überhaupt zu Herrn Schmidt, der ihm mit Kenntniß, Liebe und Gefühl antwortete. Der treffliche Künstler war unbemerkt in solche Lebendigkeit gerathen, daß er, ohne es zu wissen, Hut und Stock weggegeben hatte und mit so schnellen Gesticulationen redete, daß man hätte glauben sollen, man sehe ihn

wieder an der Spitze seines Orchesters. Sein Auge glänzte vor Wonne, aber allmälig mahnte ihn seine Schwäche wieder; er sah den bekümmerten Diener an, nickte ihm zu, nahm Hut und Stock aus seinen Händen zurück, ließ uns dann eine Weile fortreden und sah indeß, sich wieder zu sammeln, ruhig an den Boden. Er kam dann auf die Esterházy'sche Kapelle zu sprechen, that Fragen nach diesem und jenem seiner Bekannten, nach den neuesten Musiken, welche in Eisenstadt gegeben worden wären, und hörte die Antworten mit besonderer Theilnahme. Er sprach von dem regierenden Herrn, von dem Wohlwollen, welches ihm dieser bewiese, von den Verdiensten des Esterházy'schen Hauses um die Künste. Was er über diesen Gegenstand sagte, hatte den Ausdruck inniger Erinnerung und Liebe. Ich erzählte ihm, welchen Beifall seine «Schöpfung» in Berlin gefunden habe, daß sie mit Enthusiasmus aufgenommen worden sei und daß einst die Aufführung derselben für einen frommen Zweck über 2000 Thaler eingetragen. Er sah hoch auf und wiederholte langsam mit strahlender Freude: «Ueber 2000 Thaler! für die Armen! Ueber 2000 Thaler! Hörst du das wohl?» Hier wandte er sich wieder nach dem Bedienten um. «Meine „Schöpfung" hat in Berlin über 2000 Thaler

eingetragen, und für die Armen!» — Hier legte er sich ganz zurück in den Stuhl und ließ den Thränen freien Lauf: «Für die Armen! Meine Arbeit hat den Armen einen guten Tag gegeben! Das ist herrlich, das ist tröstlich!»

Nach einer Weile richtete sich Haydn wieder auf und sprach etwas trübe: «Das ist nun vorbei, ich wirke jetzt nicht mehr, aber» — indem sah er freundlich auf jeden der Anwesenden hin — «es ist doch gut gegangen, nicht wahr? Wie viel hat die „Schöpfung“ den Armen eingetragen? Merk' es dir! Ich werde mich noch oft daran erfreuen.» Er war nun wieder eine Weile recht herzlich froh und sagte dann: «Sie werden wol auch meine Ehrensachen sehen wollen? Hole sie herein!» Der Bediente brachte die Medaillen herein, welche zu Paris, London und Petersburg auf ihn geschlagen worden waren. Er zeigte uns jede selbst und legte sie dann neben sich nieder. «Ich habe große Freude empfunden, da ich diese Beweise des Wohlwollens empfangen habe, und ich freue mich noch manchmal, wenn ich sie mit meinen Freunden betrachte. Sie werden sagen: das sind die Spielzeuge der alten Männer! — Für mich ist es aber doch noch mehr. Ich zähle daran mein Leben rückwärts und werde auf Augenblicke wieder jung. Alle diese Sachen sollen

nach meinem Leben in werthen Händen bleiben.» Wir erwiderten darauf nach unserm Gefühl für ihn und hielten dies zurück, so gut wir konnten. Nach einiger Zeit fuhr er fort: «Ich sollte Ihnen doch etwas vorspielen! Wollen Sie etwas von mir hören?» Es war unser lebhafter Wunsch, aber wir wagten es nicht, ihn auszusprechen. Er sah sich nach dem Instrument um. «Ich kann freilich wenig mehr. Sie sollen meine letzte Composition hören. Ich habe sie gesetzt, eben als die französische Armee vor drei Jahren auf Wien vordrang!» Er stand auf, reichte dem Bedienten den Arm und wir geleiteten ihn alle Drei in unsern Armen zum Pianoforte. Er setzte sich dann nieder und sagte: «Das Lied heißt: Gott erhalte Franz den Kaiser!» — Er spielte hierauf die Melodie ganz durch und zwar mit unverkennbarem Ausdruck, mit einigen Haltpunkten, welche sein schimmerndes Auge ausfüllte. Nach Endigung des Liedes blieb er noch eine Weile vor dem Instrumente stehen, legte beide Hände darauf und sagte mit dem Ton eines ehrwürdigen Patriarchen: «Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und oft habe ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage ein mal spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und auch noch

eine Weile nachher!» Er zeigte an, daß er zu seinem Sitz am Fenster zurück wolle. Wir wollten ihn dahin geleiten, aber mit eigener Geschäftigkeit machte er vorher selbst das Instrument wieder zu und es war deutlich zu sehen, daß er dabei keine Hülfe annehmen wolle. Still und mit etwas gesenktem Kopfe ging er alsdann in unsern Armen zu seinem Sitze zurück. Auf seinem Gesicht war viel Bewegung zu sehen, die er nicht ausbrechen zu lassen sich anstrengte. Der Bediente gab uns, ohne daß Haydn etwas gewahr werden konnte, freundlich und mit Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für seinen Herrn ein Zeichen, daß wir abbrechen möchten. Wir traten einen Schritt zurück. Haydn sah uns an und sagte: «Gott sei mit Ihnen, ich tauge heute nicht viel mehr. Es gehe Ihnen gut! Adieu!» Er stand auf, wir umarmten ihn und sagten wenig Worte. Er setzte sich nieder und griff nach dem Blumenstrauß, der vor ihm auf dem Stuhle lag. Ich bat ihn um eine Blume zum Andenken. Haydn sah mich gütig an, ließ sein Gesicht ganz in den Strauß sinken, reichte mir diesen dann mit beiden Händen dar und schloß mich fest in seine Arme. «Adieu!» rief er mit sanfter, gebrochener Stimme, wandte sich ab, setzte sich, und wir schieden mit Em=

pfindungen von ihm, die Jeder mit uns theilen wird, ohne daß sie ausgesprochen werden. Wir konnten uns von den hohen Gefühlen nicht losmachen, die wir im Anblick dieser scheidenden Sonne empfangen hatten, und wir wollten es auch nicht."

Iffland fragte mich bei Uebersendung dieses Aufsatzes auch, ob darin nichts Wesentliches vergessen sei, dessen ich mich vielleicht noch erinnerte? Ich mußte ihm erwidern, daß er seiner selbst darin bei weitem zu wenig gedacht habe. Denn Haydn bezeigte ihm fast zu tiefe Verehrung, indem er dabei gleichsam zum Kinde wurde. Auch war Iffland's Benehmen hierbei, für mich wenigstens, ebenso rührend und ergreifend wie das Haydn's. Ein Zweites war die ausführlichere Erwähnung der nach meinem Gefühl besten Aufführung der „Schöpfung" im Universitätssaale, die ungefähr ein halbes Jahr vorher stattgefunden und in welcher, wie Haydn erzählte, Damen ersten Rangs ihre Shawls über ihn, der zum ersten mal einer öffentlichen musikalischen Akademie beiwohnte, ausgebreitet hatten, um ihn vor dem Luftzug zu schützen, wo selbst blos durch seine Gegenwart ein Enthusiasmus erregt worden, wie er wol nur in dem gemüthlichen Wien möglich sei, wo noch eine ganze Versammlung, ein ganzes Volk bei geeigneter Veranlassung plötzlich

in einem verbreiteten Gefühl, in einer Begeisterung aufflammen kann, als wären alle Anwesenden in einer Person vereinigt. Haydn hatte bei dem Gespräch über dieses Musikfest das Ansehen, als wenn er sagen wollte: „Ja! das war wieder eine Feier, die mich an vorige glückliche Zeiten erinnerte, wo meiner «Schöpfung», meinen «Jahreszeiten» bei ihrem ersten Erscheinen in Wien die ersten Huldigungen dargebracht wurden." Ferner waren auch Haydn's Aeußerungen in Betreff der Notenstücke an der Wand sehr interessant. Er meinte, da er zu arm sei, um seine Wände mit kostbaren Gemälden zu schmücken, so habe er sie doch wenigstens mit etwas zieren wollen, was einzig in seiner Art und daher seiner Seltenheit wegen von Werth sei. So habe er denn diese Lieder alle, ernste und komische, von verschiedenen Dichtern als Kanons componirt und in Bilder unter Rahmen gebracht, damit sie vielleicht auch noch nach seinem Tode sein Andenken wieder auffrischen möchten. Iffland schrieb mir dann Folgendes darüber: „Immer noch leuchtet der Verklärte (Haydn) mir vor, und seine Gestalt hat mir Dinge gesagt über Kunstleben und Erdenleben, die bis daher in meiner Seele tief geruht haben!"

Zuweilen fuhr ich mit Iffland in den Prater, wo ich ihm auch wol seine Rolle überhörte, die er auf den Abend spielen sollte. Dabei kam mir oft der Gedanke: möchten doch viele seiner Kunstgenossen Ohrenzeugen sein, um zu entnehmen, mit welcher Gewissenhaftigkeit er seine Rolle memorirte. Kein Und, kein Komma, kein Jota durfte fehlen, sonst galt das Lernen für nichts. (So wie ich oft von Crescentini es hörte, daß, wenn ihm an einem Abend ein Ton versage, er die ganze Darstellung für nichts achte.) Als wir einmal vor dem Leopoldstädter Theater vorbeifuhren, sagte Iffland zu mir: „Wenn ich irgend ein Theater auf meine Rechnung übernehmen könnte, so wäre es allein dieses da. Doch merken Sie wohl und genau: um es ganz und gar so zu lassen, wie es ist, es nicht etwa verändern oder gar veredeln zu wollen, wie man sich wol ausdrückt. Wenn dies je geschieht, so ist es auch um dieses Theater geschehen.“ Wie sehr hat sich dies dann durch die Erfahrung bestätigt!

Iffland kam auch auf Einladung des Fürsten in Begleitung des Hofschauspielers Koch nach Eisenstadt, wo er mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Bei der Rückreise nach Wien bat mich Iffland, in der fürstlichen Wagenremise ja eine recht breite, offene Kalesche zu wählen, denn sonst würden

Beide bei ihrer ansehnlichen Corpulenz schlecht fahren, wie es leider auf der Hinreise der Fall gewesen sei. Sie fuhren nun zwar im breitesten Wagen, der vorräthig war, doch war auch dieser leider für die beiden starkbeleibten Herren noch nicht breit genug. Sie schliefen bald ein, und als Iffland unterwegs zufällig erwachte, bot sich ihm, wie er mir einige Tage darauf sehr malerisch und komisch erzählte, folgender schreckliche, aber auch höchst lächerliche Anblick dar. Der dicke Koch war von dem Sitz schlafend herab auf den Boden des Wagens gefallen, wo er auflag, während beide Beine über die kleinen Wagenthüren auf beiden Seiten hinaushingen und der Kopf mit aufgesperrtem Mund auf dem Rücken lag.

Koch's Tochter, Betty Rose, damals unstreitig nebst der Bethmann die talentvollste und beliebteste deutsche Schauspielerin, die nur, wie ihr Vater, etwas zu corpulent war, war damals hochschwanger. Trotzdem spielte sie noch zum großen Vergnügen des Publicums mit Gewandtheit und Laune um die Wette mit Iffland in seinen Gastdarstellungen; leider aber wohnte sie auch allen Gastgelagen mit bei, die Iffland, dessen Gourmandie bekannt war, zu Ehren reichlich gegeben wurden und bei denen sie sich, trotz meines öftern Warnens, nicht schonte. Dadurch wol wurde der für

sie so entscheidend nahende Augenblick noch gefährlicher, als er bei ihrer starken Constitution ohnehin schon war. Den Tag vor ihrem Tode besuchte ich sie Nachmittags mit Iffland. Wir gingen durch eine Reihe von Zimmern bis zum letzten, wo sie lag. Als sie mich erkannte, rief sie schmerzlich: „Therese!“ den Namen meiner mir damals erst vor zwei Jahren entrissenen, höchst liebenswürdigen und von mir über allen Ausdruck geliebten Gattin *), mit der sie in sehr freund-

*) Therese, geborene Dollinger, liegt in der Kirche von Eisenstadt in einer besondern Abtheilung der fürstlichen Gruft allein, neben Joseph Haydn, begraben, der, solange er noch dem fürstlich Esterházy'schen Orchester als Kapellmeister vorstehen konnte, stets von ihrer schönen, seelenvollen Stimme und ihrem geistig belebten Vortrag, zumal so oft sie in seinen meisterhaften Messen die erste Sopranpartie sang, so befriedigt und ergriffen wurde, daß er zum Zeichen seiner besondern Zufriedenheit ein ganz ausgezeichnetes Offertorium eigens für sie componirte. Sie rechtfertigte dies auch durch ihren herzergreifenden Vortrag desselben vollkommen und zur Freude ihrer Zuhörer, besonders wenn sie dabei in den Musiksoiréen des Bischofs Roschosch in Wien von dem überaus trefflichen, damals auch als gelehrter Musiker so gefeierten Abbé Stadler auf dem Fortepiano begleitet wurde. Bei ihrer Bestattung, welche durch die ausgezeichnete Mitwirkung des gesammten Sing- und Orchesterpersonals besonders feierlich wurde (es war dazu auch die obengenannte dramatische Künstlerin Betty Rose eigens von Wien gekommen), ward folgender elegische Nachruf ausgetheilt, verfaßt von

schaftlichen Verhältnissen gestanden, drehte sich gewaltsam im Bette um nach der Wand zu und weinte heftig. Eine schmerzlich spannende Pause trat ein; ich konnte mich nicht fassen. Iffland, so sehr er

---

dem damals in Eisenstadt wohnenden Dichter Georg von Gaal, der selbst auch Musiker und zwar Virtuos auf der Violine war.

Am Grabe der hochfürstlich Esterházy'schen Kammersängerin
Frau Theresia Schmidt, geb. Dollinger.
Am 13. Juni 1806.

Immer noch hallt ihr des Beifalls Jubelstimme, —
Noch umschwebt, von zücht'gem Grazienschlei'r umflattert,
Lieblich mild ihr Bildniß die Erinnerung.

Näher schon Euterpen, näher Melpomenen,
Ihnen bald verschwistert mit dem Aetherstrahle
Göttlichen Genies, sah sie die Bühne.

Brüder! Schwestern! Ihr, des Bildnergeistes Kinder!
Staunt ihr noch? horcht ihr der Rolle Ziel entgegen? —
Blitzschnell rauscht der Vorhang nieder.

Nimmer wallt der Wonnezauber, nimmer tönen
Ihre Seelenmelodien! ach nimmer lächelt
Euch die Grazie! — weg ist die Erscheinung!

Nimmer herzt sie den geliebten Gatten! nimmer
Seiner Liebe süßes Pfand, den holden Säugling! —
Grabesnacht hüllt ihre Freudenscene!

Aber freier, wo die Erdenwünsche feiern,
Schwebt schon unter Seraphim der schönen Hülle
Schöner Geist — im seligen Gefilde.

selbst betreten schien, sagte rasch besonnen zu mir, daß ich im ersten Zimmer das Buch vergessen hätte. Ich konnte nun das Zimmer wieder verlassen. Iffland schrieb mir später darüber:

„Mein herzlicher Freund! Wohl haben Sie Recht gehabt, daß die gute Betty dahin gehen würde. Wohl hat sie den Wunsch erreicht, den sie bei Ihrem Anblicke hatte, auch zu sein, wo Ihre liebe Gattin ist. Es hat mich tief und innig ergriffen."

Das Engagement Iffland's in Wien kam während seines Gastspiels ebenso wenig als vorher zustande, da er Alles von der Entscheidung seines Königs abhängig machen wollte. Es wurde daher beschlossen, daß ich zu Ende des Jahres wieder nach Berlin kommen sollte. Er hoffte dann bestimmter in der Sache vorgehen zu können. Und so geschah es auch. Ich reiste Ende des Jahres wieder nach Berlin und brachte Iffland Engagementsanerbietungen, die allerdings von großer Bedeutung waren. Die Summe selbst des jährlichen Gehaltes belief sich nach damaligem Curs auf 30,000 Fl. W. W., und außerdem ließ ihm Fürst Esterházy durch mich noch besonders freie Equipage aus seinem Stalle und Befreiung von den Mauthabgaben für fremde Weine (eine starke Rubrik bei Iffland's Vorliebe dafür und bei seinem Hang, Freunde

zu bewirthen), die der Fürst übernehmen wollte, anbieten. Iffland wurde dadurch in seinem ersten Entschluß nicht wankend gemacht, die Entscheidung vom Könige selbst abhängen zu lassen, und so sandte er denn seinen Schwager, Hofrath Greim, und den Rechnungsrath Jakobi nach Königsberg, um dem Könige die Sache vorzutragen. Das Resultat sprach des Königs Gesinnung darüber aus; denn Iffland blieb in Berlin. Er erhielt später eine sehr bedeutende Gehaltszulage nebst dem Schwarzen Adlerorden, eine Auszeichnung, die er nicht blos durch sein beharrliches Ablehnen der glänzenden wiener Anträge verdient hatte. Denn fürwahr, er hatte auch eine höchst schwierige Aufgabe gelöst, indem er das berliner Hoftheater unter der ungünstigsten Constellation und bei Mangel der nöthigen Geldzuschüsse blos durch eigene Kraft und durch das Ansehen und die Liebe, die er beim Theater und im Publicum genoß, aufrecht erhielt.

Es sei vergönnt, hier noch Einiges aus seinen Briefen an mich anzuführen. Iffland ist, wie auf seinem Standpunkt nichts Anderes zu erwarten war, vielfach verkannt und angefochten, ja geschmäht worden. Hier aber erscheint der Mann ganz, wie er ist: gewissenhaft, besonnen und dadurch verehrungswürdig, so wie es sich unverkennbar und direct aus seinen

eigenen, ganz unbefangenen Mittheilungen ergibt und bewährt, denn er kannte doch gewiß sich und seine höchst schwierige Lage am besten. Und so folgen hier seine in dieser Beziehung besonders schätzenswerthen Originalbriefe an mich. *)

„Mein theurer Freund!

Da ich hier selten allein bin, wünschte ich morgen früh ein Viertel auf 9 Uhr auf meiner Wanderung zum Thiergarten bei Ihnen vorzusprechen.

Da finden Sie einige Gedanken über Direction und Theater im Allgemeinen, die ich so hingeworfen, wie sie mir beifielen. Sie enthalten nicht ungewöhnliche Dinge, aber sie machen meine Art zu sehen deutlich.

Was Sie hier noch außerdem lesen, ist allerdings in der Absicht, daß die Fürsten in Wien es lesen, geschrieben. Doch ist es wahr und ohne Schein und Arges.

Von Herzen der Ihrige.

Berlin, den 9. December 1806. Iffland."

---

*) Hier sei bemerkt, daß sämmtliche Briefe, die von Iffland sowol wie die von Andern, welche in diesem Buche zu lesen sind, alle ohne Ausnahme nach den Originalien abgedruckt sind, die ich noch besitze, sodaß diese, wenn irgend daran gezweifelt werden sollte, zum Beweis der wörtlichen Treue dienen könnten.

„Berlin, den 9. Jänner 1807.

Mein verehrter Freund!

Seit gestern weiß ich erst, daß Sie muthmaßlich nicht kommen, nachdem ich vorgestern von Ihrem wackern Freund Dr. Flemming gehört, Sie würden heute kommen. So ist denn nun morgen „Lear“ vergeblich in Betreff Ihrer; doch erfreut mich wieder, daß der herrliche Prinz von Baiern ihn sehen wird. — Es ist ein trefflicher junger Mann in jedem Sinne.

Nach den Nachrichten, welche ich seit zwölf Tagen aus Wien empfangen, hat man von einer Gattung Vorschneller sich verleiten lassen, die Sache, soweit sich von hier beurtheilen läßt, zu verzetteln, zu entkräften und dadurch, was am gefährlichsten für das Unternehmen ist, es gleich im Beginnen zu verschieben.

Ich besorgte das vorher, daher meine Bitte, die Sache noch im alten Gange zu lassen.

Herr Sonnleithner hat mir in neun Zeilen geschrieben, sich auf ein früheres Schreiben, was ich nicht empfangen, berufen und angefragt, zu wie hoch ich kommen wolle. — Ich werde ihm heute antworten, daß Herr Schmidt meine ausführliche Antwort bereits empfangen.

Herr Stoll ist angestellt.

Die Cavaliere haben sich in den Geschäftsgang getheilt. Ich hatte geglaubt, die Herren würden einen aus ihrer Mitte wählen, der über die Leitung des Ganzen mit einem in ein concentrirtes Vernehmen treten sollte.

Nun wirken Alle zumal nach allen Punkten.

Daraus kann nie etwas werden!

Ich bin so ehrlich, Ihnen das vorherzusagen. Ohne Einheit ist in diesem verwickelten Geschäft, welches das treue Bild einer Hofführung ist, durchaus nichts zu erreichen.

Ich kenne Wien. Es gibt hindernde Eigenthümlichkeiten, welche nicht zu vermeiden sind. Diesen konnte nur ein starkes, aber einfaches System begegnen. Es gibt dort hindernde Eigenthümlichkeiten, welchen man ausweichen konnte, wenn der erste Grund mit Sicherheit gelegt ward, das heißt, wenn das nur zu verwickelte Sicherungssystem aufs möglichste vereinfacht worden wäre.

Man hat das Gegentheil gethan, und es ist zu besorgen, daß, wenn nicht ein Wunder vom Himmel geschieht, die Herren, welche so edelmüthig die Sache der Kunst auf sich genommen, durch Verdruß, Verlust und Widerwillen sich bald ermüdet sehen werden.

Man hat Ihnen Aufträge gegeben und man hat wohl daran gethan. Zu gleicher Zeit aber gibt man auch drei, vier Andern ebenfalls Aufträge, Aufträge an die nämlichen Stellen hin, und andere, auch allgemeine.

Das heißt ja mit dem Einen das Andere entkräften, das Eine dem Andern widerstreben lassen.

Wer auch die Direction dort führen soll, so müssen doch die Elemente, welche das Ganze darstellen werden, mit seinem Wissen gemischt werden, um seinen Zweck hervorzubringen.

Wenn aber so manches Heterogene zusammenstoßen wird, welches Ganze soll und kann wol daraus gedeihen?

Diese Bemerkungen dringen sich von selbst auf und sie entschlüpfen der Feder, ohne daß ich sie gesucht hätte.

Leben Sie wohl! Sein Sie meiner Liebe und Achtung gewiß, und bleiben Sie mein Freund!

Ihr

Iffland."

„Berlin, den 15. Februar 1807.

. . . Ihr sehr gütiger Fürst hat mir eine Einladung nach Wien gesendet, worauf ich in der Beilage erwidere, daß ich sie jetzt nicht annehmen kann und darf. Ich würde das hiesige Theater dadurch trennen und zerstören und vielen Leuten Un-

glück bereiten. Ich bitte, setzen Sie mich, wenn Sie, wie ich hoffen darf, anders mich kennen, Ihrem Fürsten in das Licht, dahin ich gehöre, daß ich nicht am Ende dadurch verliere, weil ich ein ehrlicher Mann bin. In der Untheilbarkeit meiner Grundgefühle liegt die Consequenz meiner Handlungen, und diese werden Sie vom ersten Blatt, das Sie empfingen, bis zum letzten, das Sie empfangen werden, getreu finden. Wien ist das beste Verhältniß, das sich nur darbietet. Aber keines in der Welt kann mich vermögen, gegen das Dankgefühl für den König und gegen die Pflicht meiner Stelle zu handeln. Also kann ich vor Ende April nicht entscheiden; das muß mich dem Fürsten so achtbar machen als mein Kunstbesitz. Soll ich nun aber eben dadurch verlieren? In Gottes Namen! So trag' ich mein reiches Bewußtsein in der Brust."

„Berlin, im Februar 1807.

Mein theurer, verehrter Freund!

Wir haben einander als ehrliche, offene Leute kennen gelernt, und so muß ich Ihnen auch schreiben.

Wien hat dargethan, daß es mich als Director anstellen will; so mußte auch keines der einzelnen Theile mir fremd bleiben, woraus das Ganze

dort gebildet werden soll. Das wäre nothwendig gewesen, wenn ich es führen soll, und wäre, so schmeichle ich mir vermöge meiner Erfahrung, Ihnen dort vortheilhaft gewesen, auch wenn ich es nicht zu führen bekommen sollte.

Es kann Ihnen nicht einerlei sein, ob das Ganze, wonach man dort ausgeht, so zusammenpaßt, daß eine Fügung zum Zwecke möglich ist, oder ob die erste Zusammensetzung so getroffen wird, daß eine Vereinigung beinahe nicht möglich scheint, oder doch höchst schwierig.

Diese Berathung war der eine Punkt, weshalb ich Ihre Rückkehr von Weimar gewiß erwartete — der zweite Grund war die Verhandlung mit mir.

Die Punkte, unter denen ich, wenn der Fall eintritt, daß ich mich als hier entlassen betrachten kann, dorthin gehen könnte, hab' ich Ihnen übergeben. Sie waren, wie ich gelesen, von Ihrem würdigen Fürsten bevollmächtigt. Mein wackerer alter Freund Christenfels hat einige Punkte beantwortet, die ich wieder beantwortet habe; allein sehr wesentliche Punkte meiner Uebergabe an Sie sind nicht beantwortet, noch berührt.

Zu der Zeit, wo Sie von Weimar zurückkommen konnten, war eine Möglichkeit, dem Cabinet oder vielmehr des Königs Majestät zu schreiben. Nun ist diese nicht mehr."

„Berlin, den 9. September 1807.

Mein wahrhaft geachteter, geliebter Freund!

Außer Dem, womit der Druck der Zeiten mich besonders belastet, habe ich meinen Neveu Eisendecher, den ich als Sohn liebte, an einem Nervenfieber, was er in treuer Pflege russischer Gefangener auffaßte, unersetzlich verloren, daher meine Hingebung, wobei ich Alles gehen ließ, wie es wollte, daher vergeben Sie meine späte Antwort auf Ihr letztes, sehr wohlwollendes Schreiben. Sie wissen, daß die Herren in Wien die Angelegenheit, welche in Ihren Händen bleiben mußte, auch in andere gelegt haben, wo denn die Sache an keinem rechten Ende zu fassen war.

Ich bleibe zu Berlin, meinem wohlwollenden, nicht glücklichen Könige treu, und Sie werden das billigen.

Einen Vorschlag kann ich Ihnen thun, und ich ersuche Sie, des Fürsten Esterházy Durchlaucht ihn Namens meiner zu machen. Acht Wochen des Jahres sind mein. Ich könnte mich auf etliche Jahre oder, wenn Sie lieber so wollen, auf das nächste Jahr einrichten, diese dort, in welchem Theater Sie wollen, zu verwenden. Die Bedingungen, mit Ausnahme des Papiergeldes, erwarte ich von Ihnen.

Sagen Sie mir hierüber etwas. Aber da ich

mehre Anträge deshalb habe, lassen Sie mir eine baldige und eine bestimmte Antwort zukommen.

Mit Liebe und Freundschaft

Ihr

Iffland."

„Berlin, 8. April 1808.

Lieber, geachteter Freund!

Die Pflicht wird manchmal schwer gemacht. Ich stand im Begriff nach Wien zu reisen, da wollte das hamburger französische Theater hier spielen, und die französischen Autoritäten erließen mir diese uns vernichtende Last nur unter dem Beding, daß ich jetzt nicht reisen sollte. Also abermals ich das Opfer!

Möchte sich das Gastspiel, wie ich vorschlage, im August einrichten! — Ihrem lieben Fürsten sende ich hierbei meinen Theaterkalender mit der Bitte, meine Auffoderung, daß Wien für Schiller's Erben eine Vorstellung gebe, gelten zu lassen. Ach! dafür sorgen Sie! Ich bitte Sie recht herzlich! Sie brauchen es, und Wien macht es ja Ehre! — Leben Sie recht wohl! Behalten Sie mich lieb! Bald stehe ich allein, bald sinkt mein Muth, so hebe mich dann das et Voluisse sat est!"

„Wien, den 9. September 1808.

Immer noch leuchtet der verklärte Haydn mir vor und seine Gestalt hat mir Dinge gesagt — über Kunstleben und Erdenleben, die bisher in meiner Seele tief geruht haben. Wenn der Fürst von meiner Vorstellung in Eisenstadt nichts bestimmt befiehlt, so reden Sie nicht davon. Man erscheint den Großen so leicht zudringlich, wo man nur bereitwillig sein will. Auf Wiedersehen. Ganz Ihr Freund

Iffland.

In Presburg wird nicht gespielt. — Ich gehe nicht hin."

„Wien, im September 1808.

Verehrter Freund!

Morgen, Mittwoch, ist «Lear», und da ich Ihren lieben Fürsten nicht mehr um Erlaubniß bitten kann und da ich den 21. fort muß, und da wir doch noch miteinander reden müssen, so machen Sie es möglich — worum ich sehr bitte — daß Sie morgen auf etliche Tage kommen. Ihr Freund

Iffland."

„Wien, den 21. September 1808.

Ich reise den 27., wo ich, da die erste Einnahme nicht gut war, noch eine erhalten werde.

Ich werde Ihnen Manches sagen und sehne mich

nach Ruhe! — Kommen Sie ja! Donnerstag geh' ich nach Klosterneuburg; desselben Abends ist von M. Rose und mir ein Concert und ein Declamatorium für die Spital-Armen.

Ich schrieb meinem Freunde Schmidt! erhielt aber von demselben keine Antwort, statt dessen einige Zeilen vom Herrn Sonnleithner. Ich möchte aber gern ein Wort von Ihnen. Ihr

Iffland."

„Berlin, den 21. November 1808.

Mein herzlieber Freund!

Wol haben Sie Recht gehabt, daß die gute Betty Rose dahingehen würde! Wol hat sie den Wunsch erreicht, den sie bei Ihrem Anblick hatte, auch zu sein, wo Ihre verherrlichte Gattin ist! Es hat mich tief und innig erschüttert! — Ueber mich und Wien weiß ich noch nichts — kann ich auch noch nichts wissen. Vernunft, Calcül und Neigung für Ihren lieben Fürsten sagen — nach Wien! Herz, Dankbarkeit und Liebe für den König — sagen Berlin! Die Sache ist die. Da nun der König hierher kommt, kann ich über das Ganze des Theaters vor seiner Ankunft nicht mehr berichten, sondern erst wenn er hier ist. Soll das Theater nicht anständig erhalten werden,

so gehe ich; soll es gut erhalten werden und der König wünscht es, so bleibe ich. In drei Tagen mehr von

Ihrem innigen Freund

Iffland."

„Berlin, den 9. Februar 1809.

Mein theuerer werther Freund!

Meine trübe Stimmung dauert fort! Ich trage allein und schwer. Einsamkeit muß mich stählen, drum bin ich fort. Sie werden mich dort draußen wol heiterer finden. Ich freue mich, Sie zu sehen.

Ihr Iffland."

„Berlin, den 18. Februar 1809.

Verehrtester Freund!

Ich hoffe Sie heute Abend noch zu sehen, da ich den Mittag bei dem Herrn Minister von Hardenberg bin. Ihre Abreise geht uns schmerzlich nahe, da wir Alle Sie achten, wie wir Sie lieben.

Sie sind doch morgen Mittag bei uns?

Ihr Iffland."

„Berlin, den 27. Februar 1809.

Ich stehe mit freier Brust unter Gottes Augen da! Werde mein Loos, was es wolle, ich that redlich!"

„Berlin, den 27. Februar 1809.

Nun soll der Hof den 9. kommen. Ich gedenke Ihrer mit Liebe und erheiternder Erinnerung: tausend mal! Herzliche Grüße an Ihren lieben trefflichen Schwiegervater, Postverwalter Dollinger. Der Himmel erhalte Ihnen Ihre liebe Kleine und alle Ihre Freunde.

Ihr Iffland.“

„Berlin, den 3. April 1809.

Alle Ungewißheit zu enden, zähle ich darauf, den 9. nach Königsberg zu gehen. Ich reise nun 14 Tage hin und her, bitte um Briefe und daß unser Schreyvogel dies erhalte. Ich liebe Sie Beide.

Ihr Iffland.“

„Berlin, den 9. April 1809.

Den 12. geht mein Schwager als Kurier expreß wegen meiner Sache nach N. an Se. Maj. den König unfehlbar. Er reiset ebenso zurück. Der Fürst kann nicht sagen, Der habe keinen Willen, der solange im Elende aus Pflicht ausgeharret!“

„Berlin, im April 1809.

Mein ehrlicher Freund!

Der Erfolg der «Söhne des Thals» macht, daß ich meine Hände im Gebet ringe und vor Gott aufgelöst mich niederwerfe.

O mein lieber Inniggeliebter, wenn die Fürsten mein armes ehrliches Herz und seine unbedingte Treue nicht erkennen, nicht aufnehmen wollen, Sie werden mich fassen.

Ihnen werd' ich Papiere senden, die nach W. geschickt sind. Noch habe ich nicht Nachricht von der Aufnahme der Theaterangelegenheiten in W.; aber in drei Tagen sind mein Schwager und Jakobi zurück!

Recht, daß Sie den Brief nicht hingaben. Aber — soll ich wol da dienen mögen, wo ein Herz und ganze Offenheit nichts gelten?

Das wiener Theater ist morsch. Die Herren wollen mit Pfeilern umziehen und Kalk zukleben und mit einem neuen Dache helfen. Das thut's nicht. Es muß von unten auf gebaut, neu fundirt werden! Haben die Herren zu dieser Regeneration wol den Muth? Schwerlich! Und — wenn sie ihn nicht haben, was soll dann?

Und auf der andern Seite Ruinen hier und Schmachtende unter Ruinen! — Ruinen, die etwa ich heben kann, sowie ich einst das Gebäude schuf!

Sie fassen mich.

Ich bin ehrlich im Großen und Ganzen und gewiß auch im Einzelnen. Ganz Ihr

Iffland.

Sagen Sie doch Herrn von Joel, daß Dienstag mein Brief abgehe."

„Berlin, den 15. April 1809.

Ich sende Ihnen einen treuen Bericht an den Fürsten unter Cachet volant. Sie lesen ihn, siegeln ihn unter dem Petschaft und geben ihn hin.

Vielleicht verlasse ich jetzt noch Berlin, nehme aber nirgends Engagement und reise — Nächsten Posttag mehr — jetzt in Eile! Ihr

Iffland."

„Berlin, den 6. Mai 1809.

Mein lieber geliebter Freund!

Noch sind mir die Anordnungen des Königs nicht genau bekannt, da beide Reisende sehr wenig schrieben. Indeß sehe ich aus dem Wenigen, daß der König das Theater zu Berlin zu erhalten wünscht, daß er in seiner Rechtlichkeit das Mögliche thun will, daß er dabei in mich Vertrauen setzt. Kann ich dem Vertrauen mich und meine Dienste entziehen? Nein! Und wenn morgen die Welt untergeht und ich den Stab ergreifen müßte. Ich folge der Empfindung, und Leute von Gefühl werden mich begreifen. Für Andere lebt man nicht! Morgen kommen die Reisenden an und ich sehe vor, daß ich die Sache,

daß ich nicht kommen kann, dort werde anzeigen müssen. Ich schreib' es Ihnen einen Posttag vorher, weil ich nicht weiß, ob es Ihnen nicht lieb sein kann, es vorher zu wissen. Für mich geschieht hier nichts. Ich handle also ohne Eigennutz dem Herzen nach. Die Vernunft kann kaum rechtfertigen, daß ich hier bleibe. Aber meine Liebe für den König fodert es, diese hab' ich zu Wien, das weiß der Fürst, nie verleugnet! — Sehr möglich, daß mein Entschluß in dieser kritischen Zeit mein Schicksal verdirbt. Wie die höhere Waltung will! — Ich werde nie bereuen, ein ehrlicher Mann gewesen zu sein. Es hängt das Schicksal Mehrer davon ab. — Unsere Schick starb den 27. April plötzlich; ach! ihre Ruhe ist nicht zu beklagen! Allgemeine Wehmuth und Erkenntlichkeit sind ihr gefolgt!

Iffland."

„Berlin, den 9. Mai 1809.

Siegeln Sie meinen Brief an Herrn von Joel mit jedem beliebigen Kopfe. Ich meine nur, Sie müßten ihn lesen!

Ich stehe mit freier Brust unter Gottes Augen da! Werde da mein Loos, was es wolle. Ich that redlich!

Will man übrigens dort künftig temporell mich brauchen, so kann es geschehen — will man nicht,

darf ich nicht klagen. In einem Schreiben an Herrn von Joel werd' ich Koch mit Ihnen vereint vorschlagen und Herrn Escherich für das Oeconomicum. Ich werde diesen Vorschlag auseinandergesetzt darlegen, sowie er in meiner innern Ueberzeugung liegt. Koch's praktische Kenntniß, Ihre Kraft, Einsicht und Literatur, Herrn Escherich's Circumspection und Bestimmtheit könnten ein gutes Ganzes bilden. Ich werde reden, wie ich die Sache und Wien liebe. Mögen die Herren dann entscheiden.

Bleiben Sie der Freund

Ihres Freundes

Iffland.

Bethmanns, mein Haus, Himmel, Pauli, Jakobi, Flemming und durch ihn Zelter grüßen herzlich. — Ich bescheide mich nochmals, daß die Herren mein letztes Schreiben an den Fürsten wegen Vielfachheit der Geschäfte nicht hingegeben haben. Aber mein Herz und meine ganz ruhige Besinnung des Hergangs liegt darin.“

Bei meinem diesmaligen längern Aufenthalt in Berlin — denn ich hätte gern die Rückkehr der Abgesandten nach Königsberg abgewartet — sah ich wieder ganz vorzügliche Vorstellungen; vor allem aber hatte

ich bei der Darstellung der „Jungfrau von Orleans“ volle Gelegenheit, Iffland als Director und Regisseur schätzen zu lernen. Ich habe noch keine Vorstellung gesehen, wo Alles bis auf das Einzelnste herab so in Harmonie zusammenwirkte wie bei dieser. Hier aber wird es zum doppelten Verdienst, da es ein sehr schwierig in Scene zu setzendes Stück betrifft. Selbst die Gesichtszüge der Statisten und Comparsen waren, wenn sie sich gegen die Zuschauer wandten, feierlich geordnet und entsprachen der Wirkung des Ganzen. Aus dieser ergab sich, daß auch ein Aus- oder Einzug, wenn er so ganz sinnig angeordnet und ausgeführt wird, noch auf eine ganz andere Weise wirken kann und wirkt, als blos für das Auge. Er wirkt wesentlich für das Ganze und stellt es in den entsprechenden Rahmen, wo Alles seine Bedeutung gewinnt und sich gegeneinander in das rechte Verhältniß stellt. Und Schiller hatte wol nicht ganz Recht, als er auf derselben Stelle, wo ich mit Iffland während der Vorstellung im Theater saß, diesem bei einer frühern Darstellung dieses Stücks gesagt hatte: „Sie erdrücken mir ja mein Stück mit dem prächtigen Einzug!“ So gehandhabt trug er nur dazu bei, das Ganze großartiger und würdiger hervortreten zu lassen und den Effect des Ganzen zu erhöhen. Ich verließ

die Vorstellung ganz trunken von dem empfangenen Eindruck und wußte mir nun zu erklären, warum ich Iffland viele Tage vorher schon die ämsigste Sorgfalt auf jede Kleinigkeit und Einzelnheit hatte verwenden sehen. Er selbst ging, die Bischofstäbe ꝛc. anzugeben und zu bestellen und dann den Handwerkern nachzusehen, ordnete und belehrte das Militär ꝛc. bei den Proben. Alles wirkte zu einem schönen Zweck. Uebrigens sah sich Iffland damals mehr als je von Sorgen aller Art bedrängt. Nirgends konnte er auslangen und doppelt schwer wurde es ihm bei der Länge des Drucks, die erfoderlichen Mittel herbeizuschaffen. Und so war er oft den Tag über in der übelsten Stimmung, einsilbig und mürrisch. Allein dann konnte man auch um so gewisser sein, ihn Abends auf dem Theater, wenn er eine komische Rolle gab, höchst angeregt, witzig, ja oft ausgelassen zu sehen.

Die treffliche Bethmann sollte ich diesmal vorzüglich als Maria Stuart und Fanchon bewundern. Wahrhaft königlich gab sie die erstere. Entfernt von allem Declamationspathos ließ sie fast alle von andern Schauspielerinnen und vielleicht auch vom Dichter selbst auf Effect berechnete, von ihr selbst auch früher hervorgehobene Stellen gleichsam fallen, um andere desto genialer und willkürlicher hervortreten zu

lassen. Als Fanchon war es ganz vorzüglich ihr Auge, das Bewunderung verdiente und das ich mir mit diesem Ausdruck gemalt gewünscht hätte. Denn allein durch die Art, wie sie dasselbe gebrauchte und damit alle Umgebenden gleichsam im Zaum und Anstand erhielt, verwandelte sie die Scene, die durch das so häufige Auf- und Abtreten und freie und ausgelassene Benehmen der Personen im Stück so leicht das Ansehen einer Taverne oder eines Kaffeehauses gewinnt, in ein vornehmes, decentes Parloir, in dem Alles würdig und anständig erscheint. Durch „Fanchon" war bei uns das Andenken an Himmel, den Componisten derselben, der sich nicht mehr in Berlin befand, lebhaft aufgefrischt worden. Um so mehr mußte folgendes Ereigniß am Tage meiner Abreise überraschen.

Ich wurde nämlich zum Herrn Polizeiminister geladen, der mich dann fragte, ob ich nicht vor zwei Jahren auch in Berlin gewesen sei, in der „Stadt Rom" unter den Linden gewohnt und täglich dort mit an der Table d'hôte gespeist hätte? — Da ich es bejahte, fügte er die Frage hinzu, ob ich jemals dabei gehört hätte, daß der Kapellmeister Himmel, der auch täglich mit mir dort gespeist, über Tische den Toast ausgebracht habe: „A bas la Prusse, en haut la France!" mit französischen Offizieren darauf anstoßend? Da

ich Fremder und daher meine Aussage um so unparteiischer und für die Sache entscheidender wäre, so möchte ich sie wohl bedenken. Ein höherer Offizier habe sich nämlich in einer großen Gesellschaft in Königsberg geweigert, mit Himmel an einer Tafel zu sitzen, indem er ihn öffentlich Dessen beschuldigt habe, worüber ich soeben gefragt worden war. — Ich gab nun die für Himmel günstigste Aussage zu Protokoll und konnte sie auch der Wahrheit gemäß geben; denn ich konnte im Gegensatz zur Tendenz des nie von mir gehörten Toastes anführen, daß sich Himmel in seiner vorlauten Weise selbst mitten unter den französischen Offizieren, die mit am Tische saßen, meist deutsch sprechen konnten, oder wenigstens es gut verstanden, in seinen moquanten Aeußerungen über die Tagesnachrichten und Ereignisse nicht im mindesten genirt, ja daß er mir sogar über die Tafel herüber, in Aller Beisein, laut Folgendes erzählt habe: Ein Bauer, vom Lande kommend, sei bei den bronzenen Pferden, die eben durch die Franzosen von dem Brandenburger Thore herabgenommen worden waren und daneben auf der Erde lagen, kopfschüttelnd stehen geblieben und habe den Pferden mit Achselzucken zugerufen: „Hat euch der Schinder auch geholt!“ — Durch diese meine Aussage war auch Himmel's Rechtferti-

gung vollkommen hergestellt und, wie ich später erfuhr, jede schlimme Folge von ihm entfernt worden. Friederike Bethmann, der ich noch vor meiner Abreise den Vorfall mittheilte, hatte über den glücklichen Ausgang eine ausgelassene Freude. Zum Andenken daran verehrte sie mir ein niedliches Petschaft, das ich nicht zurückweisen durfte und noch besitze.

Als ich nach Wien zurückgekommen war, löste sich bald darauf die Gesellschaft der Cavaliere, die das Theater übernommen hatten, wieder auf. Nur um die Jahresperiode, die hierauf folgte, nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, werde berührt, daß ich mich auf andere Weise für das Theater verwendete. Ich schrieb eine komische Oper, die von Himmel, und eine romantische, die von Vierey und später, jedoch ohne mein Vorwissen, auch von Pixis componirt und auf dem Theater an der Wien gegeben wurde. Ich hatte ihm das Buch, als er in Brünn Concerte gab, nur zum Durchlesen geliehen.

Es war in dem für Deutschlands Ruhe und Ehre so entscheidenden Jahre 1812 — 13. Was Wunder also, daß in dieser Kriegsepoche fast nur zeitgemäße Stücke auf dem Theater an der Wien an der Tagesordnung waren, wie „Deutscher Sinn", in welchem auch Kriegs- und patriotische Lieder, von mir eingelegt, gesungen wurden. Sie fanden eine

gute Aufnahme beim Publicum und ich wurde dadurch veranlaßt und aufgemuntert, nach „Wallenstein's Lager" und mit Benutzung der geeigneten Stellen daraus „Das österreichische Feldlager" auf das Theater an der Wien zu bringen, wo es fast länger nacheinander gegeben wurde, als mir Zeit vergönnt war, es zu verfassen und zusammenzustellen; denn es galt eine im Laufe des September schnell gefaßte Idee, die bis zu dem Namenstag Sr. Majestät des Kaisers Franz, am 4. October, ausgeführt werden sollte; was dadurch schwieriger wurde, daß das innere, rege, lebendige Treiben eines Lagers keinen Actschluß zuließ und daher das Ganze ohne Unterbrechung den ganzen Abend auszufüllen hatte. Es wurden daher auch die Collin'schen Landwehrlieder mit eingeflochten. Wie es endlich zu den Haupt- und Generalproben kam, mußten noch wegen verschiedener Anstände vier größere Scenen weggelassen werden, nämlich: die Todtenfeier Theodor Körner's; die Scene, in der ein Greis auch den letzten von seinen bereits im Treffen gebliebenen vier Söhnen dem Vaterland darbringt; eine komische Scene des Kellnerbuben Seppel (Hasenhut) als Recruten und die militärische Todtenfeier des General Moreau. Da letztere an eine große, noch jetzt merkwürdige Epoche, die erst später ihre ganze Deutung

erhielt (denn Napoleon rechnete sich Moreau's Tod als einen seiner letzten Triumphe an), erinnert, so sei hier den Schlußworten dieser Feier, wie sie diesen Krieger und sein Schicksal eigens zu bezeichnen suchen, eine Stelle vergönnt:

Und erlagst du auch der tück'schen Kugel Macht,
Sinkst du doch hinab nicht in die ew'ge Nacht —
Herrlich wird dein Name spät noch hoch erglänzen,
Und so nimm den Trost mit dir, verklärter Held:
Nicht umsonst aus ferner Zone herzusteuern
Trieb der heil'ge Kampf dich an für's Wohl der Welt.
Sieh! Wir stürmen kühn den Todespfad hinan,
Strahlst du jetzt als hehrer Leitstern uns voran,
Jubelnd dort mit dir des Sieges Glück zu feiern!

„Das österreichische Feldlager", wiewol rein militärisch gehalten, erwarb sich Antheil und verbreitete einen guten Geist. Ueberall hörte man: „Auf, auf Kameraden ꝛc.", und: „Es leben die Soldaten ꝛc.", zwei Lieder, die zum ersten mal hier von der Bühne herab erschallten. Die letzte Vorstellung fand an dem Tage statt, an dem die Kuriernachricht von der Schlacht bei Leipzig in Wien eintraf, zum Vortheil der Familien der dabei Gefallenen und in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin und der ganzen kaiserlichen Familie. Bei dem ungeheuern Zudrange des Publicums und den außerordentlichen patriotischen Ueberzahlungen trug die Vorstellung eine sehr große Summe ein.

Am Schluß derselben kam ein General (der Schauspieler Grüner, ein stattlicher, wackerer Reiter) mit zwanzig Postillons herangesprengt und las den Schlachtbericht unter allgemeinem Jubel vor. Und wenn das Stück, das wie dazu gemacht schien, nur diese einzige Vorstellung erlebt hätte, so wäre sein Entstehen gerechtfertigt gewesen.

Im Laufe dieses Jahres 1813 war es auch, wo der Dichter Clemens Brentano, Bettina's Bruder, sein barockes Wesen in Wien trieb und in Gesellschaften und Salons sein großartiges Verblüffungstalent, wiewol ihm selbst vielleicht ganz unbewußt, in Anwendung brachte. Ich sehe ihn noch, wie er kurz nach seinem Eintreten in das Zimmer sich nachlässig auf das Sopha hinwirft, starren Blicks umhersieht und endlich seinen kaustischen, splendid grotesken Witz sprudeln läßt, dem Alles sklavisch sich unterordnet. Fürwahr, es bot keinen tröstlichen Anblick. Ich aber hatte ein um so unbefangeneres Auge darauf, da ich von früherer Zeit, von Jena her, wo ich zugleich mit ihm studirt hatte, schon vorbereitet und gepanzert war. Gewiß war er auch einer der originellsten Menschen, der sich schon durch sein ausdrucksvolles Gesicht als solcher ankündigte. Besonders that er dies durch ein dunkelglühendes Auge mit dem stechenden Blick, durch

seinen tiefsüdlichen Teint und seinen schwarzen Mohrenkrauskopf. Nur war überall sichtbar, daß er mit sich selbst noch uneins war, daher diese phantastische Ueberschwänglichkeit, diese Launen, zerrissen und ohne Folge, dieses übermüthige Hinwegsetzen über altgültige Formen. Doch hinderte dies keineswegs, daß er imponirend, wie er war, die Herren und Damen umsomehr in der Tasche hatte. Damit aber begnügte sich sein weitausschweifender Geist nicht. Er verließ vielmehr oft die gewöhnliche Bahn, ja ließ von Grund und Boden ganz ab und übergab sich kopfüber den Winden und Wellen, wo es denn nicht fehlen konnte, daß er auch die sich ohne Selbständigkeit Unterordnenden mit fortriß; und so kam er denn auf den verlockenden Einfall, auch von den magischen Bretern herab diese seine Gewalt über die Gemüther zu erproben. Er schrieb ein Lustspiel, oder richtete es vielmehr nur her und ein, denn herausgegeben war es seit lange unter dem Titel: „Ponce de Leon“ (eine hiesige Zeitung schrieb zum Ergötzen der kundigen Leser „Leon de Ponce“). Es kam unter dem Namen „Valeria“ zur Aufführung auf dem Burgtheater und verschaffte diesem, solange es wol steht, in Bezug auf seine Vorstellungen den einzigsten und außerordentlichsten Abend. Jeder wird mir beipflichten, der bei der Darstellung anwesend

war und sich noch daran erinnert. Die Leute oben kamen und gingen, sprachen auch wol; aber das gedrängt volle Haus fragte sich nur immer, ob es etwas und was es denn gehört habe. So dauerte diese lustige Mystification und mystificirende Lustigkeit etwa bis zu Anfang des dritten Actes, da konnten sich die Darstellenden selbst der hinreißenden Gewalt nicht mehr erwehren. Sie kamen auf den glücklichen Gedanken, sich selbst zu emancipiren, und stimmten in das Homerische Gelächter um und neben ihnen mit ein, sodaß endlich der Vorhang selbst aus dem Gleichgewicht kam, in dem er hing, und herabsank, womit zwar die Vorstellung, aber das Stück noch bei weitem nicht geendet war. Da, mitten in dem entstandenen Lärm und Trubel, kam eine wunderbare Vision über mich. Ich nenne es Vision, weil mir das Ereigniß von keinem der Zuschauer bestätigt werden wollte. Der Vorhang hob sich nämlich etwa um ein Drittel seiner ganzen Höhe empor und bildete so gleichsam einen länglichen Rahmen. In diesem erschien linksher spinnengelenkig, dann hochgestreckt, die schwarzen Locken empor, das sprühende Auge hinab gerichtet, eine südliche, abenteuerliche Gestalt, einen andern schlichten ehrlichen Mann bei der Nase mit sich ziehend, und dieser wieder einen andern, auch wol Eine und die

Andere, und so fort und fort, sodaß sich eine lange, ansehnliche Reihe bildete, die sich von der linken zur rechten Seite langsam und immer mittels der Nase hinzog. Doch ich schrieb ja — weit mehr im Antriebe meiner Entrüstung über die Schwachheit so vieler guten Köpfe und Menschen, die ich kannte und die sich von Brentano's Uebermuth auf so demüthigende Weise beherrschen ließen, als um diesem eine Kränkung zuzufügen — einen kleinen Aufsatz über diese Vorstellung, der mit Erlaubniß der gütigen Leser statt meiner reden kann. Er erschien Tags darauf in einem hiesigen Blatt und wurde mir dadurch des Merkens würdig, daß, wie mir der Herausgeber des Blattes sagte, Clemens Brentano selbst zu ihm kam und viele Exemplare davon kaufte. Gewiß charakteristisch für den Dichter, der in der neuern Zeit mit Recht immer mehr gewürdigt und daher auch mit erneutem Antheil gelesen wird. Schon deshalb möge der Aufsatz hier folgen, abgesehen davon, daß zum Theil vielleicht die letzte Allocution an die „folgsamen Trabanten" am Schluß auch noch in neuester Zeit in und außer dem Theater ihre Anwendung finden könnte. Der Aufsatz spricht sich in Form eines Briefes des Verfassers des Lustspiels an den Herausgeber des Blattes aus:

Von dem Theaterkritiker und Dichter aus Langensalza*).

An den Herausgeber.

In der Nacht nach dem verhängnißvollen Valeria-abend. Wien, den 18. Februar 1814.

Was in aller Welt haben Sie denn hier für ein äußerst seltsames Publicum? Ist es Ihnen nicht auch so vorgekommen, als ob es pfiffigerweise heute Abend ein Lustspiel auf des Dichters Unkosten gefeiert hätte? Das Lachen wollte ja am Ende gar kein Ende nehmen! Und doch, ich weiß nicht, mir wollte es nicht recht behagen. Mir kam es vor, als ob mitten darunter dreischneidige Schwerter in den Lüften gezischt und gepfiffen hätten!

Sollte denn wirklich das alte große Wien für alle kränkelnden, schwindelnden, einseitigen Phantasten ein so gefährlicher Ort sein? Sollte denn wirklich das wunderlich frische, curios kräftige Publicum sein Recht, das es verlangen kann und soll, von Natur aus so wahr und so tief kennen und fühlen? Das hätt' ich

*) Dies war ja damals die gewöhnliche Unterschrift Clemens Brentano's bei seinen Recensionen u. s. w. Salz und langes Salz — zu verführerisch für einen wortspielenden Wortfänger als Kritiker.

mir im Leben nicht gedacht! Im Gegentheil, da es mir gelungen war, einen Kreis fader, leerer Weichlinge und überreizter Damen zu beschwatzen und ihnen durch meine Kritiken Sand in die Augen zu streuen, so hofft' ich das Gleiche und noch mehr vom großen Publicum, wenn ich mich nun endlich in meiner so mühsam aufgebauten Dichtergröße sehen lassen würde. Um des Himmels willen, sagen Sie selbst, hascht, spielt, schielt, reimt, stichelt, faselt, hüpft, springt, hinkt, stolpert, purzelt, schwindelt, dampft, schwankt, kneipt, spritzt, schraubt, kippt und wippt denn mein Witz noch nicht toll und abgeschmackt genug? Ist er denn noch nicht verrückt, verzwickt, geflickt, verpufft, zerzaust, gelockt, gehämmert, gezimmert, geschnitzelt, geschnörkelt, gerüttelt, gespreizt, gestriegelt, raffinirt und destillirt genug? „Der liebe volle, liebevolle Mond", „du falsche Dublone", „du schneiderischer Maler und malerischer Schneider", „du wirst mich verbinden, wenn du mich verbindest", „eh' ich mich schlage, ergreife ich das Erste und Beste, und das ist — das Vaterland", „ich habe sie freßlieb", „sie liebt ihre Liebe, nicht ihn", — „sei nicht so vermessen! — Ich werde schon ordentlich messen!" u. s. w. So das ganze Buch.

Sind das nicht etwa geniale Redensarten? Und

hat es denn sonst an etwas gefehlt? Lag denn etwa nicht Isidore ausgestreckt auf der linken Seite? Waren die Metaphern nicht groß und genial ausgeführt genug, sodaß auch „die Schraube in der Scheere und das Futteral dazu“ nicht vergessen war? Hat sich der Witz nicht gleich über alle Theile des Körpers erstreckt, wenn er einmal bei einem angefangen hatte? Sind die pfiffigen Charaktere und Personen nicht jedesmal ganz anders aufgetreten, als sie abgetreten waren? Befanden sie sich, höchst mannichfaltig, nicht immer auf Reisen? Gibt es etwas Interessanteres als den Haupt- und Grundzug in den Charakteren der zwei Hauptpersonen: Valerie und Porporino, der darin besteht, sich beständig äußerlich und innerlich umzukleiden? Hätte auf diese Art das Stück nicht ebenso gut noch vierzehn Tage fortdauern können, da die pfiffigen Intriguen ungefähr so aneinandergereiht waren, wie die Heringe, die in den ombres chinoises unter dem Schweif des Walfisches herausrutschen und kein Ende zu nehmen brauchen, wenn sie immer wieder vorn ins Maul hineinkriechen? Ist nicht gefochten, ein Schneider ein Maler, ein Maler ein Schneider geworden? Sind nicht Lichter witzig ausgelöscht und scharfsinnig wieder angezündet, zwei Dutzend Briefe erhalten und in der ominösen Dunkel-

heit gelesen, sind nicht Dukaten ausgezahlt und in einer vergeblichen Pastete wiedergefunden worden? Ist nicht aus dem verehrten „Pumpernickel" die effectvolle Krankenscene pfiffig angebracht worden? — Aber, ich bitte Sie, Alles das hat, wie mir's gemahnen wollte, doch nicht verfangen! Unbegreiflich curios! Soll man sich denn vor dem großen Publicum nur immer die alberne Beschwerde auflegen, den Wein selbst anzuzapfen? Hätt' es nicht vorher in den eleganten Gesellschaften nachfragen können? Dort durfte ich ja nur an dem leeren Faß tüchtig herumhämmern, und Alles schrie schon: „O geniales Genie, o dichterischer Poet!" Daher kam es wol auch, daß es meiner Phantasie, ich gestehe es Ihnen, vorhin im Theater bedünken wollte, als zöge ich eine ganze Reihe galanter Herren und Damen bei der Nase hinter mir her, und dabei drängte sich mir in einer Art von Mitleiden folgendes wunderschöne Lied auf, das ich Ihnen in einer edeln Märtyreranwandelung zur Bekanntmachung mittheile, eingedenk, daß der leichtgläubige Theil des Publicums erst vor kurzem auch von einem Dichter der neuern Schule hart gestraft worden ist, indem er in seiner „Weihe der Unkraft" nächst sich selbst auch alle Die für Narren erklärt, die sich durch seine „Weihe der Kraft" haben berücken lassen.

An die folgsamen Trabanten literarisch-irrlichterirender Irrsterne.

Ihr neu'rungsücht'gen, butterweich geschaff'nen Seelen,
Die ihr, entfernt von männlich kräftigem Beharr'n,
Unmächtig, euch des Willens Macht mit Ernst zu stählen,
Jedwedem kecken Gecken und bizarren Narr'n,
Jemehr sie euch mit ihrer Narrheit foppend quälen,
Um desto tiefer geht ins Narrengarn —
Euch Armen kann das Mitleid keines Menschen fehlen,
Fällt es dem Narr'n, der euch gespannt vor seinen Karr'n,
Im Laufe seines Rades ein, ganz ohne Hehlen
Und ohne Scheu vor aller Welt der Narrheit Sparr'n
Zur Schau zu stellen, selbst den Narr'n sich zuzuzählen!
Denn was seid ihr dann? — Pfui! — Ihr seid die Narr'n des Narr'n!

Wenn ich hier noch eines Nachmittags erwähne, den ich mit Schreyvogel in Baden zubrachte, wo dieser sich aufhielt, um die Cur zu gebrauchen, so geschieht es, weil ich diesem in der Theaterwelt vollgültigen Mann und seiner lebendigen Unterhaltung ein dankbares Andenken bewahre.

Daß Musäus auch ein recht guter Schauspieler war, hörte Schreyvogel mit besonderm Antheil und fragte mich, was mir davon Näheres bekannt sei. Ich wußte ihm nun freilich weiter keine Auskunft zu geben, als daß Musäus auf dem Privattheater der Herzogin Amalie meist in komischen Rollen und immer mit Beifall aufgetreten sei. Es war nun von dem vor-

züglichen Ensemble dieser Vorstellungen die Rede, und dies gab Schreyvogel Veranlassung, sich näher um den damaligen und spätern Gang des weimarischen öffentlichen Theaters, besonders auch unter Goethe's und Schiller's Leitung, zu erkundigen. Ob denn wirklich so ausgezeichnete Talente beisammen gewesen wären, wie man verbreitet habe, fragte er. Ich konnte darauf nur erwidern, daß wenigstens immer ein fleißiges, reges Streben und eine gute Wirkung im Ganzen wohlthätig hervorgetreten sei, und wo immer auf der Bühne ein solches Streben weniger zum Ziel führe, nicht sowol der Mangel an vorhandenen Kräften als der an der Vereinigung derselben zur Erreichung einer Gesammtwirkung schuld sei. Der Gegenstand wurde weiter verfolgt.

Wir kamen endlich ungefähr über das Resultat überein, daß man, um das Wesen der Schauspielkunst besser zu beleuchten und herauszustellen, analogisch ein schönes Gemälde, Gebäude u. s. w. dagegen halten müsse. Wodurch wirken sie auf uns? Doch wol nur dadurch, daß sie in der vollkommenen Uebereinstimmung ihrer Theile eine Hauptidee, ein Gefühl, ein Ganzes ausdrücken, indem die verschiedenen Motive und Mittel, sinnvoll erwogen und berechnet, einander untergeordnet wurden. Eben dies sind wir auch von einer theatra-

lischen Vorstellung zu fodern berechtigt. Wir müssen aber gewöhnlich wahrnehmen, daß jeder Mitwirkende seine Aufgabe für trefflich gelöst hält, wenn er sich bewußt zu sein meint, die ihm zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte mit großem Fleiße aufgeboten und ins Spiel gesetzt zu haben. Ob er zu stark in dieser, zu wenig in jener Scene hervortrete, darauf ist in der Regel seine Aufmerksamkeit nicht gerichtet; er hat nur sich und seine Scene im Auge. Von einem auf das Ganze, auf die Hauptidee des Ganzen gerichteten Blick und einem danach geregelten Spiel ist selten eine Spur zu finden. Daß nun die Darstellung diesem nicht weniger unerlaßlichen Kunsterfoderniß entspreche, daß die Spielenden auf die Hauptidee des Ganzen aufmerksam gemacht, ihr Auge fortwährend darauf gerichtet und so die Darstellung mit der Conception und Gestaltung des Gedichts in Einklang gebracht werde und als Ganzes hervortrete, muß die Sache des die Proben und Darstellung Leitenden sein, heiße er nun Director, Regisseur u. s. w. Im Spiegel seiner Ansicht, seiner Phantasie muß sich ein Bild der ganzen Darstellung herausgestellt haben, das er bei den Proben zu reproduciren suchen muß, wenn sie überhaupt vorhanden sein soll. Denn so ist der organische Ursprung eines jeden Kunstwerks,

und dies voraus entworfene Bild des Ganzen ist folglich auch bei einer Theatervorstellung unerlaßlich, wenn sie Anspruch auf Kunstwerth machen soll. Bei näherer Ausführung und bei dem Hinblick auf die Erfahrung wurde bemerkt, daß diese letztere nicht blos beim weimarischen Theater zu bestätigen scheine, daß Männer, deren Kunstblick und ästhetischer Sinn überhaupt geschärft und geübt ist, sich zu diesem Geschäfte als geeigneter bewähren wie der Schauspieler, der vielleicht selbst in dem darzustellenden Stücke in einer Rolle, wol gar in einer Hauptrolle beschäftigt sei. — Das Gespräch kam bei dieser Richtung oft auch auf Schiller zurück, den Schreyvogel als Menschen fast noch mehr schätzte und liebte, denn als Dichter, der ihm

Ein Cherub war, mit Schwert und Schilde,
Ach! und ein Kind zugleich, so stark und milde.*)

---

*) Während meines Aufenthalts in Weimar wurde ich überrascht, einen reichhaltigen Beitrag zu dem Commentar obiger schönen Verse auf eine ganz eigene anziehende Weise zu finden, indem mir Gelegenheit zur Durchsicht eines Manuscripts wurde, das von Wien aus dahin gekommen war. Es handelte von den interessantesten Lebensjahren Schiller's in höchst ansprechenden Details: von den Jahren 1780 nämlich bis 1787, in welchen Schiller die „Räuber" schrieb, dann aus Stuttgart entfloh, in Manheim die Stelle eines Theaterdichters, wozu ihm Hoffnung gemacht war, nicht erhielt, dann, unstät umherwandernd, „Cabale und Liebe" entwarf und bei den größten Entbehrungen den früher angefangenen „Fiesco" vollendete. Das Manuscript enthielt

Schließlich war von Schiller's letzter Krankheit und seinem Tode die Rede. Bei Schreyvogel's Bemerkung, daß der Tod Schiller's wol eine ganz außerordentliche Wirkung in Weimar müsse gemacht haben, mußte ich ihm eine Auskunft geben, die ihn sehr unangenehm und störend berührte. Denn allerdings — es war damals gerade ein sehr aufgeregter Moment der Zeit — ist, was da geschehen und nicht geschehen ist, kaum glaublich und eben nur durch die Zeitperiode zu erklären und zu entschuldigen. So wäre Schiller's Leiche schon von den nach der städtischen Bestattungseinrichtung dazu verpflichteten Schneidergesellen zu Grabe getragen worden, wenn Hofrath Karl Schwabe, mein Schwager, nicht

---

zwar nur die erste Abtheilung des Ganzen, im Eingang aber auch das Versprechen, daß die zwei andern bald nachfolgen sollten. Den größten Werth erhielten diese Mittheilungen dadurch, daß sie von einem Mann herrührten, der in den angezeigten Jahren der vertrauteste Freund Schiller's war, dessen Flucht, sowie alle daraus folgenden Leiden mit ihm theilte und Alles, was er anführte, mit eigenhändigen Briefen Schiller's, sowol an ihn selbst als auch an die Schwester des Dichters, Frau Hofräthin Reinwald, bekräftigte, und dieser Mann ist der Tonkünstler und Gründer einer der ausgezeichnetsten Pianofortefabriken in Deutschland, der allgemein bekannte Andreas Streicher in Wien. Bereits ist der Inhalt dieser werthvollen Monographie in alle neuern Lebensbeschreibungen des Dichters aufgenommen. Sie ist ziemlich allgemein bekannt, erschien zuerst im „Morgenblatt“ und wird in allen Biographien Schiller's citirt.

schnell durch ein Circular die gleichgestimmten Freunde zu diesem Ehrengeschäfte aufgefodert und, wie zu erwarten stand, eilig zusammengebracht hätte.*) Derselbe hat auch, da es sich auf seinen Betrieb später darum handelte, die Identität von Schiller's Leiche ausfindig zu machen, die sich in einer öffentlichen Gruft unter vielen andern Särgen und Leichen ohne ein besonderes Kennzeichen befand, die beschwerlichsten und anstoßendsten Hindernisse nicht gescheut, um dies Geschäft bis zur genauesten Evidenz zustande zu bringen. Mit Hinzuziehung des Obermedicinalraths von Froriep und später auch einiger Mitglieder und Professoren der Universität Jena wurden wochenlang die vorgefundenen Knochen und Schädel untersucht, wobei ein nach Schiller's Tod vom Bildhauer Klauer genommener Gypsabzug über dessen Kopf und der Umstand, daß Schiller sehr lange Arme hatte, am meisten zustatten kamen, so Schiller's Schädel herausgefunden und als vollkommen identisch constatirt. Dieser wurde dann zuerst in der großherzoglichen Bibliothek

*) Die vollständige Erzählung aller darauf bezüglichen Umstände findet man in der Schrift: „Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine (1805, 1826, 1827). Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Carl Leberecht Schwabe von Dr. Julius Schwabe (Leipzig 1852).

aufgestellt und nach Errichtung der neuen großherzoglichen Gruft mit dem ganzen Leichnam in dieser beigesetzt.

Um diesen Theil des Gesprächs nicht mit dem Traurigsten zu schließen, erzählte ich ihm noch einige kleine Züge aus Schiller's Leben. Schiller kaufte von meinem Vater die hintere Abtheilung unsers Hauses nach der sogenannten Esplanade zu.*) Das vor-

*) Es erweckt mir einen ganz eigenthümlichen, den Sinn für das Ungewöhnliche ansprechenden Reiz, mir noch im hohen Alter zurückrufen zu können, daß ich einen Theil meiner Jugendjahre mit allen ihren gaukelnden Träumen und Ausflügen auf den Schmetterlingsschwingen der Phantasie in demselben Locale verlebt habe, das sodann der herrliche Dichter Schiller bis zu seinem Tod bewohnte und nach der von der Stadt Weimar getroffenen Bestimmung als ihm geweiht bleibenden Gedächtnißraum für alle Zukunft fortbewohnen wird. Ja! dort gingen sie, die hohen classischen Gestalten einer Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Isabella, eines Mortimer, Wilhelm Tell, Don Cäsar, im höchsten, ursprünglichen Lebensreiz seinem mächtigen Seher- und Schöpferblick vorüber! Wie mag sein Feuergeist da sich erhoben gefühlt haben! Doch auch wie manchen heißen Kampf, wie manches großartige, mit Worten gar nicht zu umfassende, aber auch um so schmerzlichere Opfer mag es ihm dann nicht gekostet haben, sie vom Gipfel der Begeisterung zwischen den gemalten Coulissen herabsinken zu lassen auf die starren, knarrenden Breter der Bühne. Ein schwieriger Uebergang, wenn es nun gilt, die im freikräftigen Geist erschwungenen idealen Situationen und Charaktere für das irdische Dasein zu gestalten und für die Fassungskraft der Darstellenden geeignet, sowie für die Anschauungsfähigkeit der Zuschauenden und Zuhörenden empfänglich zu machen.

dere Haus nach der Windischen Gasse zu war Eigenthum meiner Aeltern geblieben. Zwischen beiden war ein Garten, an dem ein Geländer hinlief, innerhalb dessen ein Gang beide Häuser verband.

Eine meiner Schwestern — dieselbe, die von dem Garten aus Schiller am letzten Tag vor seinem Tode, den matten Blick zum Himmel aufgeschlagen, hinfällig am Fenster angelehnt gesehen hat, ein erschütternder Anblick, wie sie oft versicherte — ging zu Anfang von Schiller's Krankheit, wo er sich jedoch noch der freien Luft erfreuen konnte, vor diesem Geländer vorüber. Schiller, der sich im Garten befand, fragte sie, wohin sie gehe? „Ins Theater, Herr Hofrath", antwortete sie. „Was geben sie denn heute?" fragte Schiller weiter. „«Wallenstein's Lager»", war die Antwort. „Ach! da bleiben Sie lieber hübsch zu Hause", versetzte Schiller. „Was sehen Sie denn daran! 's ist ja so nur tolles Zeug."

Zum Schluß noch einen Rückblick auf meinen Spaziergang durch die theatralischen Propyläen. Daß ich dabei auch auf Goethe zurückkomme und zurückkommen muß, da ich ihm ja meinen ersten Ausflug in die Welt und insbesondere nach Wien verdanke, wird diesen Rück-

blick entschuldigen. Als ich von Berlin nach Wien meine Tour über Weimar nahm, säumte ich natürlich nicht, sondern war vielmehr im Drang jugendlicher Dankbarkeit hochbeglückt, den göttlichen Mann wiederzusehen, um ihm nochmals danken zu können. Bald nach meinem Eintritt fragte er mich: „Nun, wie geht's und wie ist's gegangen? Wie haben Sie sich mit dem Theater zurechtgefunden?" Erfreut legte ich sogleich eine vollkommene, doch kurzgefaßte Beichte ab, deren Kern im Wesentlichen darin bestand, daß ich ihm seinen eigenen frühern Ausspruch zurückrief, der dahin lautete, daß er fürchtete, meine Neigung zum Geschäft des Schauspielers würde nicht Stand halten, um dabei mit Erfolg zu beharren, wie es die Aufgabe erfodere. Wie sehr bestätigte sich dies. Ja! es gehört eine große, beharrlich große Liebe zu diesem Geschäft dazu, um zum Ziele zu gelangen. Mir aber wurde es, je länger ich dabei blieb, um so abstoßender. Der Schauspieler ist zu bedingt in der freien Ausführung seiner Rollen in Beziehung auf Wahl, Zeit, Stimmung, daher sollte wol auch nicht zu leicht über seine Leistungen abgeurtheilt werden. Wie gebunden ist er im Vergleich mit andern Künstlern, die sich ihren Stoff auswählen und die rechte, günstigere Stimmung abwarten können. Er kann sich nicht gegen die Rolle,

die ihm darin zugetheilt ist, auflehnen, wenn er auch eine andere Rolle, die er für sich geeignet findet, vorziehen möchte. Er muß seine Leistung in der bestimmten Zeit liefern, zur angesetzten Stunde in den Proben erscheinen und zur Theaterstunde seine Rolle spielen, ohne eine günstigere Disposition benutzen oder eine bessere Umgebung und damit ein besser unterstützendes Zuspiel sich verschaffen zu können. Dies immer mehr einsehend, war mir daher auch nichts willkommener, als daß sich mir eine in jeder Hinsicht erwünschte Gelegenheit darbot, meine Vorliebe für das Theater, besonders aber auch für Musik und Oper auf andere Weise zu bethätigen, indem das fürstlich Esterházy'sche Theater im Schloß zu Eisenstadt eröffnet werden sollte und mir die Mitwirkung bei der Her- und Einrichtung sowol als auch bei Fortführung des Ganzen zu Theil wurde. Nun fand sich erst, wofür meine Neigung die eigentliche Richtung erhalten sollte. Goethe sagte hier die für mich so wohlthuenden Worte: „Nun, das freut mich. So, wie ich mir's gedacht hatte, als ich damals mit Schiller davon sprach. Nun! Glück zu!" Mit diesem Segen kehrte ich nach Wien zurück. Als damals das Engagement Iffland's mislang, da vom König seine Entlassung nicht erfolgte, auch Fürst Ester-

házy gleich darauf seine Theilnahme an der Unternehmung der Hoftheater wieder aufgab, faßte ich den Entschluß, ein Theater auf eigene Rechnung zu unternehmen und es zu dirigiren. Ich reiste also nach Brünn, da das Theater dort, unter Kornteuer's Leitung, nicht fortbestehen konnte. Ich sah mir die Sache eine gute Weile mit an, da ich vernahm, daß keine Direction bisher in Brünn lange hätte Bestand haben können, fast jede gescheitert sei. Bei längerer Beobachtung aber fand ich ein gebildeteres, empfängliches und daher das Bessere würdigendes Publicum, das zugleich bei seinem Wohlstand ein Theater wohl souteniren könnte und würde, im Fall dieses, gehörig ausgestattet, zweckdienlich geleitet würde. Nach neun Monaten übernahm ich das Theater, und um sogleich der neuen Direction größere Theilnahme und Achtung zu verschaffen, richtete ich mein Bestreben besonders darauf, durch Heranziehung besserer, ja wo möglich auch gebildeterer Mitglieder die Auswahl und Aufrechthaltung eines vorzüglichen Repertoire möglich zu machen. Es gelang mir auch bald darauf, im bessern Sinne des Wortes, wirksamere Talente, ja auch von literarischer Befähigung — von letztern nenne ich hier nur Seydelmann, Karl Töpfer, Lewald — später zugleich beliebte und geschätzte Schriftsteller, —

für die Bühne zu gewinnen und so das Publicum zufrieden zu stellen. Auch meine tägliche Kasse lieferte mir einen überzeugenden Beweis davon, den ad oculos. Achtzehn Jahre dabei, bin ich nun 27 Jahre wieder davon weg, im lieben Schoos meiner zufriedenen Familie zum besten aufgehoben.

Zum Ende noch einen kleinen Wink für die Herren Theaterunternehmer und Theaterdirectoren! Dem Verständigen wird er deutsam genug sein. Der vielgewandte und vielgeschätzte Schriftsteller Karl von Holtei sagt in seinem Buche: „Vierzig Jahre", nachdem er an Ort und Stelle seines dreimaligen Gastbesuchs in Brünn erwähnt hat, am Schluß des letzten: „Director Schmidt blieb sich immer gleich. Ich fand in ihm immer Denselben." Dank dafür! Ein fester, sicherer Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht, ist in einem so buntwechselnden, leicht verwickelten Geschäft von doppeltem Werth für den ruhigen Fortgang des Ganzen.

Berichtigung.

Seite 165, Zeile 10 v. o., statt: Degeman, lies: Jagemann

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


BOUND BY
THE
E. BRYANT COMPANY
L'T'D
TORONTO.